

1778.

Vor hundert Jahren.

1878.

Hippel's
Lebensläufe.

Ausbeilage

für die Gegenwart bearbeitet
von

Alexander von Ottingen.

In drei Büchern.
Drittes Buch: Zur Heimath.



Leipzig,
Duncker & Humblot.
1878.

1778. ♦ Vor hundert Jahren. ♦ 1878.

Hippel's Lebensläufe.



Drittes Buch.

Altenburg,
Pierer'sche Hofbuchdruckerei.
Stephan Geibel & Co.



Lippel's Lebensläufe.

Eine baltische Geschichte
aus dem vorigen Jahrhundert

für die Gegenwart bearbeitet

von

Alexander von Ottingen.

Fuhelausgabe

in drei Büchern.

Drittes Buch.

Zur Heimath.

Tartu Riikliku Ülikooli
Raamatukogu

63023

Leipzig,
Duncker & Humblot.
1878.

Alle Rechte vorbehalten.

Est. A

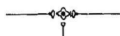
Taylor & Francis
Rochester, N. Y.

18579

Inhalt
des
dritten Buches.

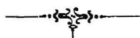
~~~~~

|                                          | Seite |
|------------------------------------------|-------|
| Erstes Kapitel. Heimgegangen . . . . .   | 3     |
| Zweites Kapitel. Heimweh . . . . .       | 21    |
| Drittes Kapitel. Heimathflänge . . . . . | 49    |
| Viertes Kapitel. Heimführung . . . . .   | 65    |
| Fünftes Kapitel. Heimsuchungen . . . . . | 77    |
| Sechstes Kapitel. Heimathlos . . . . .   | 127   |
| Siebentes Kapitel. Heimkehr . . . . .    | 140   |
| Achtes Kapitel. Daheim . . . . .         | 188   |



Drittes Buch.

Zur Heimath.



## Erstes Kapitel.

### Heimgegangen!

---

Noch an demselben Tage, da München heimgegangen war, schrieb der Prediger an seinen Bruder. Das war jener Justizrath Friedeborn in Königsberg, den meine Leser schon flüchtig kennen gelernt haben. Ihm hatte der Pastor das Wichtigste von München's letzten Erlebnissen, von ihrem Tode und — von ihrer Liebe zu mir mitgetheilt, doch nur gerade soviel, als ihm zu seinem Auftrage nöthig war. Er bat ihn, mich in der Stadt zu erfragen und Sorge zu tragen, daß ich möglichst bald nach Linden käme. Wagen, Pferde und Vorlegepferde — Alles war von dem edlen Testamentsvollstrecker besorgt. Den Bruder selbst bat er nur halb, mitzukommen, und zwar aus Zartgefühl für mich. Der gute Mann wußte nicht, daß dieser „Bruder“ in Königsberg mein bester Freund, ja mein Beichtvater war, sowie es der andere, der Pastor in Linden, von Mienen gewesen. Denn der „Bruder“ war eben jener königliche Rath, von welchem meine Leser schon wissen, daß er — ein Menschenleser war, mit einer offenen, weit offenen Stirn, schwarzem Haar und einem

Auge, in dem man ihn — zwar in Kleinem — aber doch ganz sah.

Er ließ mir sofort sagen, daß er gern den Abend mit mir theilen möchte. Ich kam und fand ihn allein. Mit einer Klugheit und Särtheit, die ihres Gleichen nicht hat, brachte er mich auf meine Liebe. Da wußte ich, wo ich war! Schon lange hatte mich die innere Unruhe verzehrt, da ich auf alle meine Briefe an Mine keine Sylbe erhielt. Die schrecklichste Ahnung schlug wie ein Blitz bei mir ein. „Mine ist hier“ — rief ich — „wo ist sie, theuerster Freund, wo?“ — — Das Feuer, womit ich sprach, erlaubte wohl diesem sehr feinen Menschenkenner und ebenso großen Menschenfreunde nicht, mir Alles zu entdecken. Ich erfuhr nur, daß Mine in Linden bei seinem Bruder wäre, — daß sie krank — sehr krank gewesen. „Ich würde mit Ihnen hinfahren“ — sagte der Rath — „obgleich mich mein Bruder nur so, als wollte er mich eigentlich nicht, gebeten; — aber der königliche Dienst macht es mir heute unmöglich.“

Wie mir war, kann ich nicht schreiben, ich habe es sogar nie ausprechen können. Gleich, so wie ich stand und ging, wollte ich in den Wagen. Er versicherte mich, daß ich nicht nöthig hätte, mich zu übereilen, und daß es wohl schon besser mit ihr wäre. Tausendmal wollte es mir einfallen, sie ist todt; allein es wollte nur, ich ließ es nicht dazu. Ich stieß diesen Einfall mit allen Kräften fort und bäumte mich so dagegen, daß ich auch wirklich nur kurz vor Linden von einer schrecklichen Ahnung durchdrungen ward. Ich hatte nicht das Herz gehabt, den Fuhrmann eher als kurz vor Linden nach Minen zu fragen. Hundertmal wollte ich und hundertmal konnte ich nicht. Da nahm ich mir ein Herz; und der gute Fuhrmann, dem freilich verboten war mit der

Thür in's Haus zu stürzen, sagte mir eben Alles, da er mir nichts sagte, oder nichts sagen wollte.

Gott! — mehr konnte ich nicht. Der Fuhrmann bot mir ein Glas Wasser an, um die Sache gut zu machen, allein ich hatte es nicht nöthig. — Ist's Betäubung, oder was ist eine solche Stärke?

Auf dem Kirchhofe, kurz vor dem Pastorat, ergriffen mich Schauer auf Schauer, und ich fing an zu zittern und zu zagen.

Der Pfarrer und seine Tochter kamen mir entgegen. Ich hatte kein Wort, ich glaube, auch keinen Ausdruck im Vermögen, wenn es mir das Leben gekostet hätte. Der Pfarrer sah mir Alles, Alles an. — Gretchen wußte nicht, was sie denken sollte. „Todt!“ — fing ich nach einer schrecklichen, stummen Scene an. „Todt, Alles todt!“ — sagte ich und hielt mir den Kopf mit der rechten Hand. Der Pfarrer ergriff meine linke. — „Fassung!“ — sagte er so furchtsam, als wenn er selbst nicht wüßte, was er sagen wollte, als wenn er selbst nicht gefaßt wäre. Er war es wirklich nicht, der gute Mann. „Sie ließ Sie tausendmal grüßen“ — sagte endlich Gretchen mit Schluchzen; und dieß Wort wirkte auf meine Empfindung; die Spannung ließ nach. — Mein Auge bezog sich. „Wo ist sie? wo?“ — fing ich an. Und da war sie, als die Thür zum Todtenzimmer geöffnet ward, auch schon in meinen Armen, an meinen Lippen!

Gott, welche Scene! — — „O Mine! Mine! Mine!“ Mehr konnte ich nicht. Ich fiel zurück — eine Seelenohnmacht ergriff mich. — Der gute Prediger und seine Tochter sagten abwechselnd: „Sie ist bei Gott!“ — mehr konnten auch sie nicht. Wir waren alle drei so lebensmüde und satt, daß wir gern, gern alle zusammen da gestorben wären — gern, um in Minens Gesellschaft zu sein. Gott, ist sie denn nicht

werth, daß man ihretwegen stirbt? — „Sie war mir Alles, Alles!“ — fing ich an und weinte; — „Welt, Leben, Alles!“ — sagte ich und weinte bitterlich.

Nach einer langen Weile, da ich mit starrem Blick sie angesehen, sprang ich auf und schrie: „O Gott! — sie lebt!“ — Noch diese Minute weiß ich nicht, wie ich zu diesem: sie lebt! kam. — Ich drückte sie fest an mich und siehe da — — ich fühlte wirklich einen warmen Odem. — Der Prediger kam, Gretchen kam, Alles rief mir nach: „O Gott! sie lebt!“ — „München“ — rief ich — „du lebst! du lebst! Steh auf von den Todten! Erwach! erwach! du schläfst nur! Mine, du Weib meiner Seele! steh auf! steh nur noch einmal auf! Nur noch ein, ein Wort; Mine, nur ein einziges!“ — Der Prediger machte Proben mit dem Odem und das, wie es schien, nicht ohne die Fassung, die eine jede Probe erfordert. — „Sie lebt!“ — schrie auch er mit einer erprüften Gewißheit, daß ich vor Freude außer mir war. Es ging so weit, daß wir lebendiges Blut in ihrem Gesicht bemerkten und außer uns waren. — „Wir haben einen Gott“ — sagte der Prediger — „der da hilft, und einen Herrn, der vom Tode errettet!“ — — —

\* \* \*

O Gott! Nein! Sie lebt nicht! hin ist hin! — Wir haben einen Gott, der da hilft, und einen Herrn, der vom Tode errettet. Dort lebt sie, dort wird sie leben, dort! Ich werde sie eher nicht wiederfinden, als unter den Vollendeten Gottes, die zu seinem Reiche gekommen sind. Heil denen, die gekommen sind aus großem Trübsal und die dort rühmen können, daß der Zeit Leiden nicht werth sind der Herrlichkeit, die an ihnen soll offenbar werden.

Durch das eingebildete Leben ward ich lebendig. Sind wir Menschen nicht besondere Geschöpfe? Oft tröstet uns, was uns mehr niederschlagen sollte! Es war so herrlich, sie anzuschauen!

Wir blieben ein paar Stunden bei der Leiche. — Nachdem wir die Leiche verließen und der Prediger mich, nach seinem selbsteigenen Ausdruck, wie umgekehrt fand, nahm er mir ein Versprechen ab, ihre Hülle, ihr Erdenkleid nicht mehr als noch einmal zu sehen. — Er machte dieß zur Sache Gottes, und ich versprach — und hielt. Gott weiß, wie schwer es mir ward.

Ich aß wenig, trank noch weniger. Der Prediger glaubte, daß ich nach so entsetzlichen, sprachlosen Stunden Ruhe nöthig hätte. „Gott schenke sie Ihnen!“ — setzte er hinzu. — Wir gingen ein Jeglicher in sein Kämmerlein, wie über ein Kleines ein Jeglicher in sein Grab gehen wird am Ende seiner Tage; — allein Welch eine Nacht! — Mein Herz schlug ein anderes Kapitel auf. Die Verklärte hatte mich ihres Ablebens wegen für einen Augenblick mit verklärt; allein jetzt fiel es mir ein: wie kam Mine nach Preußen? Ich Unglücklicher! — so nahe bei ihr! Diese Sandkörner wurden mir zu Bergen. Ich drückte die Augen zu, um diese Vorstellungen zu erdrücken; allein dieß war eben der Weg, noch mehr zu sehen. Ich sah im eigentlichen Sinne Gespenster. Anfangs fuhr ich auf und nachher wimmerte ich — ich wußte von nichts, was ich that. Im Bette hatte ich nicht Raum mit allen diesen Dingen.

Der redliche Prediger hatte sein Kämmerlein neben mir genommen. Anstatt schlafen zu gehen, zog er also eigentlich auf die Wache, um, wenn es nöthig wäre, bei der Hand zu sein. — Der Schlaf stoh auch ihn, und es war mir auffallend, daß wir alle im Hause nicht eher eine ruhige Schlafstunde

hatten, so müd' und matt wir auch waren, als bis Mine begraben war. Der Prediger meinte, daß es ein unempfindliches Herz verrathen würde, in einem Hause schlafen zu können, wo ein noch uneingefargter Mensch läge. Er wenigstens hätte es, wie er sagte, nie können.

Man bildet sich ein, dünkt mich, zu sterben, wenn man so nahe bei einem Todten einschlafen sollte, und fürchtet sich vor dem Schläfe; — daher die Leichenwachen! Oder aus einem andern Gesichtspunkte: man sieht sich selbst todt, wenn ich so sagen soll, bei einem mit Händen zu greifenden Leichnam.

Wir blieben zusammen. Der Prediger hielt es für's Dienlichste, mir die ganze Sache so, wie sie war, darzustellen. Und in Wahrheit, das ist das einzige Mittel zur Beruhigung. Wenn ein Unglücklicher die Grenzen seines Unglücks wissen will, meßt sie ihm gleich ganz und gar zu — keinen Strich weniger; ihr macht ihn sonst bei jedem neuen Zuge unglücklicher, — ihr laßt ihn einen so vielfachen Tod sterben, als ihr Absätze, Rückhalte und Punkte macht. Ich selbst kann zum Belege in Rücksicht dieser Bemerkung dienen. Was der lebendige Odem Minens gestern Abend war, das war die Geschichte des Predigers heute Morgen. — Gretchen kam, hörte was vorging, und holte mir das Depositum, das die Heimgegangene ihr für mich überliefert. Da hatte ich nun Minens Geist in meinen Händen. Ewig werth sind mir diese Papiere; wenn ich sterbe, sollen sie mein Kopfkissen im Sarge sein.

Das Wichtigste aus Minchen's letzter Schrift, aus ihrem Tagebuch während der Krankheitszeit stehe hier. Ich darf es meinen Lesern nicht vorenthalten und bitte es nur zu überschlagen, wenn es ihnen zu viel ist: —

„Das Letzte, was ich in dieser Welt schreibe, sei dein. Gott, der Herr sei mit dir! Wenn ich sagen würde, ich ginge

aus der Welt ohne Wunsch, noch länger hier zu sein, würde ich einen falschen Eid vor Gottes Gericht zu verantworten haben. Eng ist die Pforte, durch die ich mich dränge — allein wenn ich durchgebrochen — ich fühl's, was für Erquickung mir entgegenwehen wird. Meine Seele sehnt sich nach Ruhe, nach dem Sabbath! — Gern hätt' ich dich noch in der Welt gesehen und gesprochen! — Geküßt? — jetzt nicht mehr, so gern ich dich sonst geküßt habe. Deine Hand hättest du mir aber reichen müssen. — Ich sterbe darum getrost, weil ich unserer Liebe wegen — Gott geopfert werde und ihm und seinem Gebot sterbe. Oft dachte ich, er hätte sich von mir gewendet; ich rief, und er antwortete nicht; allein er erlöste mich gewaltiglich aus aller Noth. Bald vollbracht, bald! — — — Wie oft ich gewünscht und mich gesehnt habe dich noch zu sehen, weiß Gott der Herr! Der Arzt widerrieth es, und der liebe Prediger auch. Gottes heiliger Wille ist geschehen. Ich hatte mich schon ziemlich erholt — nicht zum Leben — nein, dich zu sehen; und diese Hoffnung, eben diese, diese Hoffnung frischte mich zusehends auf. — Aber Gottes Gedanken sind nicht unsere Gedanken, seine Wege sind nicht unsere. — Daß es keine Sünde ist, dich zu lieben, kann ich am besten jetzt entscheiden — jetzt, wo über das ganze Leben entschieden wird. Es entgeht mir nicht das mindeste von Allem, was ich von Jugend an gedacht und gethan — über Alles hält das Gewissen Gericht! — Verzeihe mir, Herr, alle meine Fehler, auch die verborgenen! Dein harret meine Seele, meine müde Seele! Du allein, Herr, schenkst den Beladenen Ruhe, Seelenruhe. Vor Gott ist zwar kein Lebendiger gerecht; allein glaub' mir, mein Lieber, ich bin ruhig — und ich bin der festen, festen Zuversicht, daß, der hier in mir angefangen hat das gute Werk, es vollführen werde bis an den letzten Tag. Ich liebe dich,

mein Lieber, Gott weiß es; er weiß auch wie! Es ist eine andere Liebe, wie in Isen auf dem Kirchhofe, mit der ich dich jetzt sterbend liebe. Wenn ich wüßte und glauben könnte, daß es dir zu größerem Trost gereichte, wenn du mich gesehen und mich gesprochen, was würde ich mir für Vorwürfe machen! Wahrlich, dann hätte ich mich sehr an dir versündigt. — Ich glaube nicht, daß es dir tröstlicher gewesen wäre — ich glaube es nicht — und dieser Gedanke beruhigt mich. Das fühle ich, daß eine Liebe, wie die unfrige, eine gottgesegnete war, trotz allem Leid und Weh! Sie war nicht für diese Welt, sie war nicht von dieser Welt. — Ich empfehle dich Gott und seiner Gnade, der walte über dir. — Wieder schwach — ich lege die Feder noch nicht weg — ich hoffe Stärke. Nein — schwach noch immer, sehr, sehr schwach!“

\* \* \*

„Noch schwach, allein so sehr nicht, wie gestern. — Gegen Abend bin ich immer matter, so geht's allen solchen Kranken. Der Prediger sagt, daß die meisten mit dem Tage sterben. Sie gehen des Abends zu Ruhe. Mir ahnet, daß ich des Morgens sterben und zu meiner Ruhe eingehen werde. — Wie Gott es beschlossen hat. Nicht was ich will, sondern was Gott will. Die Stunde des Todes ist Gottes Sache — ihm sei Alles anheimgestellt! Laß mich nur selig sterben! — Der liebe Pastor, seine Frau und Gretchen sind gute Seelen. Da kommt eben Gretchen mit ihrer armen, kranken Mutter — — ich soll zu Bette gehen. — — Ich denke immer, wenn ich zu Bette gehe: wie wird's sein, wenn ich begraben werde? wie? — Der Gerechten Seelen sind in Gottes Hand und keine Qual rührt sie an — das tröstet mich. Dieser

Trost bleibt auch im Tod unüberwunden. Ich lebe dem Herrn, ich sterbe dem Herrn, im Leben und Sterben bin ich des Herrn!"

\* \* \*

„Ich habe lange mit mir gestritten, ob ich dir das letzte Stück von meinem Tagebuch, das mit einem großen Kreuze bezeichnet ist, zurücklassen, oder ob ich's mit in's Grab nehmen sollte? Du weißt's, daß ich dir bis an das große Kreuz keine Klage über meinen Vater geführt habe; ich wollt's auch jetzt nicht. — Ich stritt lange mit mir, endlich und endlich hielt ich mich verbunden, dir, vor dem ich kein Geheimniß gehabt und haben kann, Rechenschaft von meinem Tode zu geben. Im Himmel hätte ich dir ohnedem so was nicht erzählen können, und Niemand weiß es, was ich weiß und was dir dieses Tagebuch sagen kann, außer Benjamin, und den hoffe ich auch dort zu finden. — Lies und fluche meinem Vater nicht; ich habe ihm nächst Gott mein Leben zu danken. Vielleicht war es auch so am besten! Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen! Mein Leib stirbt je länger je mehr, und der Geist, sein Freund, nimmt oft mehr hieran Theil, als ich's gern sehe. Doch giebt's Stunden, wo ich fühle, daß meine Seele unsterblich sei, wo ich nicht sehe auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare; denn was sichtbar ist, ist zeitlich, was aber unsichtbar ist — o Gott, hilf mir! — ist ewig, ist ewig!"

\* \* \*

„Ein Testament, lieber Junge, ist mir von jeher was Feierliches gewesen. Schon längst habe ich darauf gedacht, dir eins zurückzulassen. Wo ich nur dazu kommen konnte,

las ich Testamente, und wie sehr freute ich mich — wenn ich eins gelesen hatte — daß die Leute oft in ganz gesunden Tagen bedenken, wie ihr Leben ein Ziel hat und sie davon müssen. Heute will ich mein Testament machen. Ein Testament in meinem neunzehnten Jahre! — So winkt Gott Manchem am trüben Abend seines Lebens, Manchem am heitern Morgen. — Komm, Herr, ich bin bereit! In deine Hände befehle ich meinen Geist, treuer Gott und Herr! Wenn mein Haupt sich neigt, wenn mich nichts mehr erwärmt, wenn die Hände saftlos dahinsinken und der Puls statt zu schlagen zittert, als ob er selbst vor dem Tod erschrecke, sei nicht fern von mir, Gott, meine Hülfe! Sei mir nicht schrecklich, mein Gott, in meiner letzten Noth! Ich harre dein. Wenn ich heimfahre aus diesem Elend, sei mein Herr und mein Gott. Amen! Amen!“

„Dich, herzlich Geliebter, bekenne ich sterbend als den meinigen! — Ich beschwöre dich, daß du über meinen Tod nicht trauerst, wie die, so nicht glauben eine Zusammenkunft der Auserwählten zu Gottes Rechten und dann Freude und Wonne in Ewigkeit vor dem Angesicht des Herrn aller Welt! — Ich setze dich zum Erben ein alles dessen, was ich habe. Es sind Sachen, die du in deinen Händen gehabt; eben hierdurch hast du sie für mich geweiht. Nach unserer Trennung habe ich auf nichts Neues gedacht. Mache mit diesen Sachen, was dich gut dünkt. Ein Stück gieb meinem Vater zum Andenken, wenn er's will; — ich glaube, er wird wollen — und ein Stück behalte deiner Mine zum Andenken. — Und hiermit nehme ich von dir, als meinem Manne, Abschied. — Ich danke dir für deine Treue; du hast mich herzlich geliebt. — Habe Dank, mein Seelenmann, für alles Gute, das du an mir gethan! — Gott lohne dir für Alles zeitlich, geistlich und ewig! — Meine Sinne

sind ausgetrocknet. Fast habe ich keine Thränen mehr, um diese Wünsche zu begleiten. — Nun meine feierlichste Bitte, mein Beschwur: — Ich bitte dich vor Gott und beschwöre dich bei Allem, was heilig ist im Himmel und auf Erden, und nach diesem hohen Schwur — bei meinem letzten, letzten Seufzer, bei meinem letzten Todesstoß, bei meinem letzten warmen Hauch — dich zu seiner Zeit ehelich zu verbinden! Gott segne dein zukünftiges Weib und die Kinder, die sie dir schenken wird! Wir sind geschieden; Gott hat uns verbunden und geschieden. Der Tod bringt uns den Scheidebrief. Von diesem Augenblick an, da ich dieses schreibe, bist du nicht mehr mein Mann. Das letztemal nenne ich dich meinen Mann, o Gott, das letztemal! — Und von diesem letztenmale an bist du nicht der meinige, sondern der Mann deines künftigen Weibes. Wenn dir ein Sohn stirbt — schreckliche Ahnung! — sei er in der andern Welt mein, mein!“ —

„Schon oft habe ich gebeten, und ich wiederhole es noch einmal in diesem meinem letzten Willen, meinem Vater nichts zuzurechnen. Vergieb ihm, o Lieber, vergieb ihm! so wie du willst, daß mir und dir Gott vergebe. Kannst du ihm helfen, hilf ihm. Meine Flucht kann ihn vielleicht in noch schlechtere Verfassung bringen, als er schon war, da er die Schule aufgegeben hatte. — Vergieb ihm und auch dem von Eckhowen — — so wie ich beiden vergebe. — Ich beschwöre dich, bei Gott dem Allerbarmer, dich und mich nicht an dem Eckhowen zu rächen. Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr. — O es ist eine schöne Sache, zu vergeben. Vergieb ihnen alle Leiden, die sie mir gemacht und auch dir. — Du kannst in deiner eigenen Sache nicht Richter sein. Mein Leiden und Tod trifft dich zu nahe; vergieb Alles, Alles — denk' an den Essig und Galle am Kreuze — sie wissen nicht, was sie thun!“

„Oft denk' ich an den Tod des Herrn, der uns ein Vorbild ließ, nachzufolgen seinen Fußstapfen; und dann bin ich froh über die Kriegsknechte, welche die Widdem besetzten, und über so manchen Pilatus, der nur den Leib tödten kann und die Seele nicht, worunter ich aber den ehrlichen Nathanael nicht rechne; denn wahrlich, er that mehr, als sich die Hände waschen. — Sag' ihm, wenn du ihn in dieser Welt sprichst, daß ich ihm von Herzen vergeben habe. Seit der Zeit, da er mich schreckte, war es — vollbracht, Alles vollbracht! — Wenn mein Bruder wieder gesund geworden, so gib ihm den Brief, den ich deinem großen, von mir versiegelten Pакen beigelegt. Meinem Vater gib auch den seinigen.“

„Gott segne dich mit reichlichem Segen, mit mehr als Einem Segen. Grüße deinen Vater und deine Mutter — ich küsse beiden die Hände. Gott lass' es ihnen wohl gehen, ewig, ewig wohl! — Ich bin matt, sehr matt! — Ich verbiete dir nicht, an mich zu denken; allein thue es nie, wenn du allein bist, sondern im Beisein der Deinigen, damit du stark bleibest.“

„Dies ist mein letzter Wille, den du in allen Stücken und besonders wegen meiner feierlichsten Bitte vor Gott erfüllen mußt, so wahr dir mein Andenken lieb ist. Nun zum letztenmal Amen! Aufgefangen früh Morgens, geendigt um sieben Abends den 10. Mai 1761.“

\* \* \*

Nach diesem Testament, das sie den Tag vor ihrem Tode gemacht hatte, schrieb sie nur noch folgende Zeilen:

„Sei gut — ich kann nicht mehr. — Nach diesem Elend ist uns bereit ein Leben in Ewigkeit. — Heilig, heilig, heilig,

ist Gott, der Herr! — Hinauf! hinauf! ich kann nicht mehr!  
— aber denken, beten, segnen noch — noch — noch! — Lebe  
wohl, wohl! wohl!“

Noch sehr unleserlich und immer in die Höhe standen  
die Worte: „Ich bin bereit — komm, Herr! — Schmerz —  
Angst, keine — im Himmel — Lieber!“ — —

Wie sehr mich diese Zugabe gerührt hat, ist unaus-  
sprechlich — Alles himmelan! Sie ist wahrlich heimgegangen!  
Gott helfe auch mir und allen, die seine Erscheinung lieb  
haben, kämpfen den guten Kampf des Glaubens und den  
Lebenslauf vollenden. —

Ueber Minens Begräbniß werde ich kurz sein. Den  
ganzen Tag vorher brachten wir in Gesellschaft der Leiche  
zu. Nur bis dahin war ich an mein Versprechen, Minen  
nicht zu sehen, gebunden. Gretchen hatte mir den münd-  
lichen Bescheid abgegeben: „Wenn er nicht vor dem Haar  
einer Todten zurückbebt, kann er eine Haarlocke nehmen.“  
Die Empfindung, mit der ich mir dieß Geschenk nahm, ist  
unbeschreiblich. Alle ihre Sachen nannte ich mittelbar,  
diese Haarlocke war etwas Unmittelbares; sie war ein  
Stück von Minen selbst, das Einzige, was Menschen un-  
mittelbar mit Anstand von einander nehmen können.

Da wir hinausgingen und ich Minen noch zum letzten-  
mal ansehen wollte, konnte ich es nicht. Ich war wie mit  
Blindheit geschlagen; allein mein Ohr und Herz hörten die  
Worte, welche der Prediger, der sich an den Sarg stellte, mit  
bewegter Seele aussprach: Der Herr behüte deinen  
Ausgang und Eingang von nun an bis in Ewig-  
keit! Und nun kamen zwei Leute, die den Sarg fest zu-  
sammendrückten und nach diesem schrecklichen Zusammendrucke  
sich zu uns mit den Worten wendeten: Gott beschere

uns Allen eine selige Nachfahrt! Sie hielten ihre Mützen vor und beteten, und wir beteten alle.

Minens Sarg war sehr einfach, ohne alle Verzierung. Sie hatte es ausdrücklich so angeordnet. — Schon lange zuvor ward ich vom guten Prediger befragt, ob Mine nach kurischer oder nach preussischer Art begraben werden sollte? Ich bat ihn sehr, es zu halten wie es Sitte im Lande wäre; und nun noch ein Umstand.

Zu den ausgezeichneten Eingepfarrten des Kirchspiels gehörte der Graf Hochheim von Siechenau, — ein besonderer Mann. Der Prediger hatte ihn zur Leichenfolge gebeten und mir gegenüber erklärt: der Mann würde mich nicht stören. Seine Hauptbeschäftigung war nämlich, Leute sterben zu sehen. Er nahm, wo er von Kranken hörte, sie bei sich auf, und es waren immer Einige, die bei ihm starben, man mochte zu ihm kommen, wann man wollte. Unter den Kranken zog er Verlassene und solche Leute vor, deren Schicksal ungemein war. Seine Sterbezimmer waren immer besetzt. Der Graf hatte sehr traurige Schicksale überlebt. Seine sieben Kinder, alle in voller Blüthe, unter denen zwei Töchter als Bräute und ein Sohn als Bräutigam, starben in Zeit von drei Jahren. Die Bräutigame der Töchter, die Braut des Sohnes folgten und seine Gemahlin auch. Ein einziger Bedienter war von seiner Jugend, oder, wie er sich ausdrückte, von „seiner frühlingsbekanntschaft“ übrig, alle übrigen hatten ihn im Stich gelassen. Der Graf ging mit diesem alten Bedienten als Mensch, als Freund um. Spötter nannten sein Schloß ein Gebeinhaus; allein er setzte sich über dieses und mehr hinaus. „Ich lerne sterben“ — sagte er zu mir bei der Leichenfolge — „und laß es mir von Andern vormachen; ich lasse mir vorsterben — und bin mit allen letzten Dingen in genaue Bekanntschaft ge-

treten. — Wahrlich, man macht zu wenig Erfahrungen über den Eingang des Menschen in und den Ausgang des Menschen aus der Welt! Freund, wer zehn Menschen sterben gesehen, weiß, was ein Mensch ist. Ich lerne täglich sterben.“

Minens Begräbnistag war so schön wie ihr Sterbetag. Schon des Morgens ward geläutet, Nachmittags gegen fünf Uhr wieder; und dieß war ein Wink, daß sich ein großer Theil aus dem Dorfe, Weiber und Männer, versammelten. In der Kirche fanden sich alle Mädchen um Minchen's Sarg zusammen und sangen aus der Tiefe ihres Herzens. Es hatten sich von freien Stücken zwölf Mädchen gemeldet, Minchen's Leiche zu tragen und zu versenken; allein der Prediger liebte keine Neuerungen, und es blieb bei der Sitte in diesem Kirchspiel, daß die Aeltesten im Dorfe sie trugen.

Der Prediger hielt eine Rede über die Worte aus der Offenbarung Johannis: „Siehe, ich komme bald; halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme.“

Die herzliche Art, mit welcher er den Text behandelte, war Alles, was ich von dieser Rede hörte oder eigentlich behielt. Ich war an Minens offenem Grabe.

Es war ziemlich dunkel in der Kirche geworden, und dieß war ein freiwilliger Beitrag zur Feierlichkeit. Dieses heilige Dunkel, noch liegt es vor meinen Augen und vor meiner Seele! — Nach der Rede ward eine Stille. Dieß wirkte fast mehr auf mich, als Alles. Zu selten bedient man sich dieses Nahrungsmittels.

Was mich, versunken in Empfindungen, bei der Hand nahm und herauszog, war das Lied: Nun danket alle Gott! das zum Schluß angestimmt ward. Es war die schöne Gewohnheit in Lünden, daß die Kirche nie anders als nach einem Lobgesang geschlossen wurde.

Die Leiche ward dann ohne Gesang von den Alten hinausgetragen und versenkt. — Die erste Schaufel Erde, die auf den Sarg fiel — noch überfällt mich ein Schauer, wenn ich mir diesen dumpfen Ton zurückdenke — wenn ich ihn zurückhöre! Mensch, du bist Erde und wirst zur Erde werden! Das lag darin.

Der Pastor sprach die Kollekte nach der ersten Schaufel Erde, und den Beschluß machte das Lied:

O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen,  
Die ihr durch den Tod zu Gott gekommen!  
Ihr seid entgangen  
Aller Noth, die uns noch hält gefangen.

Und nach diesem Liede gingen wir unserer Wohnung zu.

Der Graf und ich waren beim Hingang ein Paar, beim Rückwege schloß sich der Prediger uns an. Der Graf wollte mir seine Einrichtungen auf Siechenau — um mich zu „zerstreuen“, wie er bemerkte — zeigen und sprach die dringende Bitte aus, daß ich ja nicht von hinnen ziehen möchte, ohne seinen „Kirchhof“, wie er sein Schloß nannte, mit allen Anhängen und Beistöcken zu besuchen. „Ich habe“ — setzte er hinzu — „noch über mancherlei von Seiten Ihrer Seligen Sie zum Verhör zu ziehen.“ Er stieg mit den Worten in seinen Wagen: „Heute mir, morgen dir!“ —

Ich aber mußte noch fort und fort an die sogenannte „Leichenabdanfung“ des Organisten denken, welcher dortiger Sitte gemäß nach dem Pastor zu den Leuten am Grabe sprach. In dieser Rede kam manches Sonderbare vor; sie war aber herzlich und treu gemeint. Er redete die Bauern stets „liebe getreue Nachbarn und desgleichen“ an; und da er selbst am Hungertuche zu nagen schien, verglich er gern die himmlischen Freuden mit einer „guten Mahlzeit“. Besonders fiel mir auf, daß er die „guten Engelschens“ be-

dauerte, weil sie nicht auch wie wir essen und trinken können. „Der liebe Gott“ — sagte er — „hat uns Alle nach dieser Welt mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tisch bitten lassen. Das wird schmecken! Freilich werden nur bloß geistliche Gerichte aufgetragen werden. Aber man sieht doch daraus, daß der liebe Gott selbst an Essen und Trinken denkt und wohl weiß, daß uns der Mund alsdann eher nach dem Himmel wässern werde, als wenn er gesagt hätte, wir sollten mit Abraham, Isaak und Jakob — dort eine lange Predigt hören.“ — Dann tröstete sich der gute Mann wieder mit seiner gegenwärtigen Dürftigkeit, die ihm nicht erlaube „viele Bücher anzuschaffen“. Außer Bibel und Gesangbuch, was brauche er? Denn das Gesangbuch sei doch in Absicht der Bibel „wie Mann und Frau — Bein von der Bibel Bein und Fleisch von der Bibel Fleisch“, so daß man von einem guten Gesangbuch sagen könne: „Man wird es Männin heißen, weil es vom Manne genommen ist.“ — Und wenn der Pastor mehr Bücher habe, so hüte er, der Küster, sich vor dem blaffen Neide, welcher ebensowenig thue, was vor Gott recht sei, als der Zorn. „Ueberhaupt“ — sagte er — „ist es eine dumme Sache mit dem verdammten Neide! Da lob' ich mir doch noch Sünden, bei denen man seine Lust hat und die man mit lachendem Munde thut. Denn da ist doch noch etwas dabei. Aber der Neid und der Zorn und desgleichen sind so traurige, so milzige und silzige Kaster, daß man gar nicht begreifen kann, wie ein Mensch zornig, neidisch und desgleichen ist.“ — Am Schluß seiner Rede hob der gute Mann hervor, daß wir Alle unsere Sünden erst im Tode ablegen und daß uns Allen daher der Tod höchst willkommen sein müßte. „Gleichwohl ist Niemand schläfrig zum Todeschlaf. Jedes hat noch Lust ein Stündchen aufzubleiben. Alles will gern leben. Die lahme Trine im Hospital hätte

gern noch einige Jahre gehinkt! Und es ist gewiß und wahrhaftig so viel Hübsches, besonders im Sommer, in der Welt zu sehen und zu hören, daß man recht gerne lebt.“ —

Ich fühlte davon in jenem Augenblicke trotz des schönen Maitages nichts und konnte nur dem Schlußgebet jenes Organisten beistimmen, welches er in den Seufzer zusammenfaßte:

Was ich gelebet habe, deffe zu ;  
Was ich noch leben soll, regiere du!



## Zweites Kapitel.

### H e i m w e h .

Als wir nach Minens Beerdigung — so einmüthig, so „bei verschlossenen Thüren“ wie die Jünger, da ihr Herr und Meister sich ihren sichtlichen Augen entzogen hatte — uns im Pastorate versammelten, sprachen wir kein lebendiges Wort! — Als ob's todte gäbe, etwa nach der Weise von todten und lebendigen Sprachen! — Seufzer, unaussprechliche, halb unterdrückte Achs — nennt nicht todte Worte, ihr — Wortfrämer! Sie gelten mir mehr als all eure Klagelieder und Condolenzen. Durch solch unaussprechliches Seufzen löst der Geist den verstummen Leib ab, vertritt ihn und läßt sich allein hören. — —

Der Prediger erinnerte sich an seine Pflicht, der Regierung nach Königsberg von dem erfolgten Tode unserer Seligen Nachricht zu ertheilen. Ich schrieb an meine Mutter und an meinen Vater, an Benjamin und an Hermann. Ich läugne es nicht, daß der Brief an meine Mutter mit Bitterkeit gewürzt war. Der an Hermann war gewissenrührig. Ich bestätigte Alles, was Mine in meinem Namen versprochen hatte. Ich forderte nicht ihr Blut von seinen und des Herrn

von Eckhowsen Händen. Allein ich forderte Hermann auf, zu bedenken zu dieser seiner Zeit, was zu seinem Frieden diene. —

Nachdem ich noch einmal zu Minens Grab gegangen, entschloß ich mich mit schwerem Herzen, den andern Tag nach Königsberg abzureisen. Der Prediger wollte mich aber nicht gleich in das Gewühl der großen Stadt zurück lassen; und mir war es ganz lieb, auf seine freundliche Aufforderung hin „noch acht Tage zu bleiben“. Hatte ich doch nach diesem Schlage keine Heimath mehr auf Erden! — Heimweh war meine einzige Grundstimmung. Und ihr folgte ich, wenn ich alltäglich allein und einsam zu Minens Grab wallfahrtete.

Oft begegnete mir dann Gretchen, die mir nie im Wege war; denn Mine war der Mittelpunkt aller unserer Unterredungen. Gretchen war ein reines und unschuldiges Mädchen. Sie hatte Verstand, das gute Kind, allein ihr Verstand lag im Herzen oder wenigstens nicht weit davon. Alles was Gretchen sagte und that, sagte und that sie von Herzen. — In wenigen Tagen sahen wir etwas Grünes auf Minens Grabe das Haupt emporheben. Gretchen küßte dieß erste Grün und bethaute es mit ihren Thränen. Mich hatte die Empfindung beim Anblick dieses ersten Grüns gelähmt. Es war mir, als säh ich ein Stück von Minen.

Wenn wir uns dann Minens letzte Lebensstage in's Herz hineinmalten, ja einbildhaueten, da kam oft der gute Pfarrer mit einer Störung dazwischen. Es arbeitete nämlich dieser treffliche Mann seit fünf Jahren an einer Abhandlung über „die Sünde wider den heiligen Geist“, welche er seinem Bruder, dem Justizrath Friedeborn, zueignen wollte. So weit ich denselben kenne, konnte ihm mit einer Zuschrift über ein Werk von der Sünde wider den heiligen Geist nicht

sonderlich gedient sein. Aber der Pfarrer war so voll davon, daß er immer wieder davon zu sprechen anfing. Ehe ich mich's versah, ließ sich der Schriftsteller hören; — ja wohl, er ließ sich hören.

Dagegen störte mich seine Frau, die gute Hanna, nie trotz ihrer Krankheit, die sich in all diesen Trauertagen eher gesteigert hatte, aber doch mehr einer in sich gefehrten Melancholie Raum zu geben schien. — „Bei ihrer Einbildungskraft war der Zaun gebrochen“ — so bezeichnete der Mann das Wesen ihrer Krankheit und traf sie damit vollständig. Sie sah Jeden starr an und kam dem, mit welchem sie sprach, ungewöhnlich nahe. Gegen mich ließ diese arme Prophetin gleich beim ersten Male so viel Zutrauen aus ihren Augen schießen, daß sich der Prediger und Alle, die sie kannten, darüber verwunderten. Wir waren beide halb abwesend, und ich konnte ihre schleichende Lindenkrankheit lebhaft nachfühlen. —

Wenn ich gegen den guten Prediger in Klagen ausbrach, — so suchte er mich auf andere Dinge zu bringen; und da mußte meist seine Abhandlung, deren Druck ihm sehr am Herzen lag, herhalten. —

„Ach!“ — fing ich an — „wenn ich nur ein Wort, nur ein Sterbenswort von Minens Lippen noch hätte hören dürfen, wie glücklich hätte es mich gemacht!“ — Und der Prediger sagte rasch, als ob es eine Antwort auf mein Seelenringen wäre: „Was den Druck betrifft: — so sei er nicht kostbar, aber rein, sowie jeder Anzug. Eine gute Wäsche ist bei mir mehr als Gold- und Silberbesatz. Saubere Wäsche und gut Papier sind nicht so weit auseinander.“

Dergleichen Eingriffe waren etwas Gewöhnliches. Er lebte und webte ganz in der Sünde wider den heiligen Geist und hatte diese Abhandlung unter Beifügung sehr vieler

gelehrter Noten mit einem Verzeichniß aller falschen Ansichten über diese schwierige Materie begonnen. Er hatte recht eigentlich auf alle möglichen Irrwege studirt. Als er von dem zweiten Theil, der seine eigene Ansicht enthielt, mit mir sprach, wies ich ihn auf das, was mir mein Vater in beliebter Kürze und Einfachheit über diesen Gegenstand gesagt. Derselbige nannte die Sünde wider den heiligen Geist „eine trotzige Bemühung, das in's Herz geschriebene heilige Gesetz, die Grundregel, das göttliche Alphabet auszulöschen“. — Meine Mutter würde sagen: „Diese Regel streichen, hieße wider besseres Wissen und Gewissen handeln!“ — Was würde aus uns werden, ohne Regel? Da würde alle Augenblick irgend Jemand seinen Zauberstock aufheben und das abergläubische Volk würde ihm dienen. Diese heilige Regel ist das Salz der Erden und kein Wunder soll und kann dieselbe umstoßen. Wunder- und Zeichenucht ist auch eine Empörung gegen Gottes Ordnung und Gesetz; und wir nähren alle eine paradiesische Schlange im Busen. Hat doch der Mensch zuweilen einen schrecklichen Hang zum Aufruhr!

Der Prediger fühlte etwas von der Bedeutsamkeit dieser Sätze, die eigentlich der geistigen Rüstkammer meines Vaters entstammten. Er äußerte, daß er gern seine citationschwere Abhandlung meinem Vater auf „eine freundschaftliche Bleifeder übersenden möchte“. — Als ich aber erwiederte, daß mein Vater nach seinen Grundsätzen wenig von gelehrtem Kram und Noten hielte, ward er still und schen. Offenbar war er so wenig entschlossen den gelehrten Wust, den er für einen Schatz ansah, zu opfern, als der reiche Jüngling sein Hab und Gut. Wer von den hochweisen Männern der Wissenschaft opfert denn gern jene eisenschwere Gelehrsamkeit, welche doch Motten und Rost fressen und da die Diebe

nach graben und sie stehen? — Von der Bleifeder schwieg also forthin der gute Mann, wiewohl er noch öfter als zuvor an reinen Druck und an weißes Papier dachte: „Kostbar sei er nicht, nur rein!“ — —

So viel weiß ich, daß ich meine Zeit in Linden, auch nach den akademischen Wünschen zu urtheilen, gut angewandt habe. Gott segnete in der That meine Studia, Theorie und Praxis! Ich habe viel, viel an dem Grabe meiner Mine gelernt. Wahrlich, es ist ein großes Wort: Mensch, lerne dich! — allein welch ein schweres Wort zugleich! Ein Vater lernt sich oft erst in seinem Sohne kennen. Niemand will in sich hinein. Außer sich herumzuschweifen hat der Mensch eine so eingestrichelte Lust, daß er gern unstät und flüchtig ist. Er fürchtet in sich hineinblicken, wie Kinder in einem Zimmer allein zu schlafen. Darum bei Vielen der Drang nach Geselligkeit! — Wenn ich an diese güldene Regel komme: „Mensch, lerne dich!“ — bin ich in meiner Heimath. Die Theologen nennen das meist Selbstverläugnung, was wirklich ein großer Theil von Selbstkenntniß ist. Man muß sich absterben, um sich aus den Todten hervorgehen zu sehen. Und solch ein Erstandener — das bist du, Selbstkenner! —

In meinen Gesprächen mit dem Prediger kam der Graf Hochheim von Siedhenau sehr oft und viel vor. Er war ein Stück von Kirchenpatron und zugleich sein Wohlthäter. Während wir noch von ihm redeten und der Prediger mir allerlei von seinen Eigenheiten erzählte, kam auf einmal ein Brief mit Pleureusen vom hochgeborenen Nachbar.

„Das wird eine Einladung auf morgen sein“ — sagte ich. — „Das nicht“ — erwiderte der Pastor und bemerkte zugleich, daß der Graf niemals Jemanden auf einen kommenden Tag bestimmt zu sich bäte. Ihm müsse Alles

unvermuthet kommen. „Er lebt auch in diesem Stück“ — setzte der Prediger hinzu — „wie man stirbt. Wer kann — hörte ich ihn sagen — Einen über zwei, drei Tage hinaus zur Mahlzeit einladen? Diese Nacht kann man deinen — Appetit von dir fordern!“

Der Brief war nur eine Erinnerung an unser Versprechen. Wir beschloffen den folgenden Tag dem Grafen zu widmen. In der Frühe brachen wir auf, um zeitig in Siechenau zu sein. So hatte er selbst sein Schloß benannt, weil es aus einer Stätte fröhlichen Lebens ein Schauplatz des Siechthums und des Sterbens geworden war — durch all das Leid, das er selbst erfahren und durch die vielen Kranken und Sterbenden, die er darin aufnahm. — Wie sehr freute es mich — in meiner Heimwehstimmung — diesen wunderbaren Mann besucht zu haben. Ich habe etwas Aehnliches in der ganzen Welt nie wieder gefunden.

Als wir angelangt waren, führte mich unser guter Pastor Friedeborn, da Niemand uns auf der todtenstillen Flur des Hauses entgegenkam, in das Bedientenzimmer, um uns melden zu lassen.

Während Einer fortging, sah ich wie der Andere an einem Sarge arbeitete. Denn Niemand als ein Sargtischler — wie der Graf mir selbst nachher versicherte — wurde in seinen Dienst auf- und angenommen. Es wurden beständig Särge gearbeitet, um — wenn's nicht im Hause nöthig war — armen Leuten damit zu dienen.

Der Sarg, an dem gerade gearbeitet wurde, schien kein Provisionsfarg zu sein. Denn der Sargtischler hatte Thränen in den Augen. Wir fragten ihn um die Ursache. — „Gott“ — sagte der Weinende zum Prediger, seinem Beichtvater — „ach Gott, lieber Herr Pfarrer, der künftige Einwohner dieses Hauses hatte ein so — so — schönes Ende! Das

weiß Gott — es soll das letzte Mal sein — daß ich für Jemand einen Sarg mache — den ich selbst sterben gesehen! Mag es thun, wer's kann! — Ich nicht — ich — ich hoble mir das Herz ab.“

Dieser Ausdruck — der ihm, wie man deutlich sah, entfuhr — schlug ihn so nieder, daß er Spannung und Kraft verlor und das Handwerkszeug ihm entfiel. Das Rührendste dabei war mir, daß er sein Gesicht in ein Stück seiner Schürze verhüllte und darunter schluchzte. Und wahrlich — dieser Vorgang — hobelte nicht nur dem Sargtischler das Herz ab; ich war, wie er, bis in die Seele erschüttert.

In diesem Augenblick traf uns der Graf, dem unsere Ankunft gemeldet war. „Was ist denn da?“ — fragte er, nachdem er uns mit einem guten Morgen begrüßt oder beherzigt hatte. Der Prediger nahm nach einer Pause das Wort, wies auf den noch weinenden Sargtischler und sagte: „Der Ferdinand hat den künftigen Einwohner des Hauses, das er da baut, sterben gesehen.“ — „Nun“ — sagte der Graf — „Fassung, Ferdinand! Begraben wir denn nicht Alle, die wir sterben sehen?“ — „Der junge Mensch“ — wandte er sich darauf an uns — „der hier einziehen soll, war sein Freund; er hatte ein frommes, gutes, edles warmes Mädchen — das ihm starb. Sie starb und er — ihr nach.“ —

Das Wort ging mir wieder durch die Seele. „Gott, in deine Hände befehle ich meinen Geist“ — dachte ich tief im Herzen; „wer ihr so nachsterben könnte!“ — Mein Auge sah starr vor sich hin. — „Ha“ — sagte der Graf, indem er mich theilnehmend bei der Hand nahm — „da haben wir's? Gelt! Wenn Sie den Sarg haben sollten — Sie würden nicht weinen und heulen?“ — „Nein“ — sagte ich — „ich würde es nicht — nicht einen einzigen Thränentropfen, nicht

einen!" — „Das glaub' ich" — erwiderte der Graf — „der stirbt gern, sehr gern, den diese Welt nicht entschädigen kann, es sei in der Wirklichkeit oder — in der Einbildung!" —

Trotz der Theilnahme, die in diesen Worten lag, war ich doch über die Ruhe, ja Todeskälte, die mich aus dem Ton anwehte, ungehalten. Ich konnte ihm nicht antworten und wandte mich ab, die Bewegung meines Herzens zu verbergen.

Der Graf bat näher zu treten und führte uns in das düstere, unheimliche Schloß — die Treppen hinauf. Ich weiß auf Ehre nicht, ob es meinen Lesern und namentlich den Leserinnen angenehm sein werde, näher zu kommen. Denn sie wissen, so gut wie ich, daß unser Weg nicht nach Arkadien führt!

Und dennoch! Manche folgen mir vielleicht gern. Mir war es — trotz der oben erwähnten Scheu vor seiner scheinbaren Eiseskälte, die mich daran gemahnte, als hätte dieser Mann selbst schon die Weise des Todes angenommen — doch nicht bloß merkwürdig und interessant, nein ich danke nachher Gott mit bewegtem Gemüth, einen solchen Sterbensmann kennen gelernt zu haben.

„Warum tragen wir so viel Leid um unsere Todten" — fing der Graf an, als wir über die steinernen Stufen des öden und düsteren Vorraums geschritten waren. „Sie, mein Lieber" — wandte er sich väterlich an mich — „Sie gehen kaum einen Schritt vorwärts und werden vom Schmerz angehalten, sobald vom Sterben die Rede ist. Sind uns die Todten nicht bloß vorausgezogen? Werden wir denn nicht zu ihnen kommen? Je stiller der Durchgang, je besser! Ich für mein Theil liebe sehr die Reisen incognito, ohne Geräusch. Und sagen Sie selbst, lieber junger Freund, ist denn

in der großen weiten Welt eine wirkliche Lücke durch den Heimgang unserer Lieben geworden. Haben Sie, mein Sohn, in Kurland gewußt, daß ich — Alles — Frau und Kinder verloren? Laßt uns doch nicht vergessen, daß wir in der Welt und nicht bloß in der Familie sind!"

Das war ungefähr, was der Graf mir an's Herz legte, und der Prediger stimmte bei. Ich konnte nur Weniges erwidern und sagte mehr in mich gekehrt: „Die Idee: den Freund, die Geliebte siehst du nicht mehr, so ganz, so erden-ganz wie sie da waren; — die Idee: der Leib, den du geliebt hast, dem du so gut gewesen bist, ist Asche, ist Staub — o liebster Graf, das brennt wie Nesseln an die Seele. Wir betrauern nicht eigentlich die Seele, sondern den Leib, weil er Fleisch von unserm Fleisch ist. — Sich Gott, das ist sich der Zeit überlassen, das — hoffe ich — wird meine Wunde heilen. — Es kann vielleicht Linderung geben, für den Augenblick — wenn man aus Schmerz die Binde wegreißt. Allein die Wunde wird gefährlicher durch solchen Aufriß. Man lasse der Natur ihren Lauf; sonst ist's Unnatur.“

„Ein ganz stiller Schmerz“ — meinte der Graf — „ist oft der gefährlichste. Wenn er poltert, schlägt und stößt — legt sich der Sturm eher und es wird bald stille. Strenge Herrn regieren nicht lange! — Uebrigens hat da ein Jeder seine eigene Erfahrung durchzumachen.“ —

Wir waren in den Hauptsaal des alten Schlosses eingetreten. Ringsum Todespracht, wahrlich Todespracht überall! Ich erschrak ordentlich und mir war's oft, als hört' ich einen dumpfen Ton: „Mensch, du mußt sterben!“ Wäre mir diese Botschaft weniger fremd in meiner damaligen Lage gewesen, der Schreck wäre noch gewaltiger gewesen. — Erschrecken, pflegte mein Vater zu sagen, ist die Goldwage für den Menschen. Wir können erhaben und pöbelhaft erschrecken.

Die Weiber erschrecken bald und, was noch mehr ist, sie erschrecken schön. Um Alles in der Welt wünschte ich mir keine Frau, die nicht leicht erschärke. Schamröthe und Erschrecken liegt bei ihnen in Einem Bezirk. Beides kleidet das schöne Geschlecht.

Von meinem Erstaunen und Erschrecken über die Bilder und Todesgestalten in diesem ersten Saal ward ich in's Leben zurückgerufen durch die erläuternden, geistreichen Bemerkungen des Grafen, mit welchen er sich an den „Gevatter Prediger“ gewandt hatte, ohne daß dieser viel davon zu vernehmen schien. Offenbar lag derselbe tief in Gedanken und war mit seinem Verleger in Streit wegen der zweiten Auflage seiner „Sünde wider den heiligen Geist“.

„Ich stelle“ — sagte der Graf — „Alles an seinen Ort: hier in den Saal gehören die verstorbenen Gottgläubigen oder Deisten; dort in die Kirche oder Kapelle, die ich Ihnen bald zeigen werde, kommen die im Herrn verstorbenen Christen.“ — Der Graf war tolerant genug, obgleich er sich selbst einen gläubigen Christen nannte, auch die „ehrliehen Heiden“ in seine Todtenschau aufzunehmen. „Es giebt zwar“ — meinte er — „eine blindheidnische Gottlosigkeit — aber auch ein gottverehrendes, sehendes Heidenthum. Indessen sind selbst diese Sehenden vom Christen unterschieden, sowie Saal von Kirche. Schauen Sie sich 'mal diese Bilder an“ — es war der sterbende Sokrates da, Plato, Seneca und viele andere: — „überall etwas vom unbekanntem Gott; aber Eins ist und bleibt doch merkwürdig bei diesen Herren Naturalisten: das liebe Ich, das Selbst werden sie nicht los. Ich kannte Einen, der das Ich unendlich oft aussprach und mit seinem Ich hinten und vorn war. Er blieb auch im Ich. — Mit dem lieben Ich! — Diese Naturalisten halten sich selbst für kein Kleines. Ihre Seele, ihr Wissen wenigstens ist

ihnen ein Stücklein — lieber Gott. Man könnte all die Deisten Seelenverehrer nennen; bald hätt' ich Seelenabgötter gesagt.“ — Er zeigte auf das Bild eines Deisten: „finden sie nicht trotz der Lebensmühseligkeit über den geschlossenen Augen so ein Stück Selbstzufriedenheit, — Stirnunbeladenheit möchte ich es nennen. Den feurigen Busch der Religion, der wahren Religion des Kreuzes und der Gnade — hat er nicht gesehen. Aber in allerlei Volk, wer Recht thut und Gott fürchtet, ist ihm angenehm. Wir wollen nicht richten.“ —

Ich schaute mich in dem Saale um. Alles war nach antiken Mustern gemacht. Zu beiden Seiten der großen Thür standen zwei schöne Genien, deren jeder seine Fackel umgekehrt hatte. Zwei Sphinge auf beiden Seiten sahen zu. In einem Wandfelde bei der Thür sah man zwei reisende Thiere abgebildet, die nach einem Schmetterling haschten, der über einer prächtigen Urne flog. Sie haschten, wie man sah, vergeblich. Er entfloh. — Auf dem andern Felde neben der Eingangsthüre traten dem Beschauer Bilder des Todes und der heidnischen Hölle entgegen: die Furien, Tantalus — der heidnische reiche Mann, der mitten im Wasser steht und doch Gefahr läuft zu verdursten; ein Rad, mit dem ein Verdammter ewig herumgetrieben wird. „Das nenn' ich rädern“ — sagte der Graf erläuternd — „Leidenschaft heißt dieß Rad.“ — In der Mitte der Gegenwand stand ein Altar, drüber ein Spiegel und um den Spiegel die Aufschrift: dem unbekanntem Gott. „Dieß“ — sagte der Graf weiter — „ist der Erbauungsaal derer, welche nur eine Offenbarung durch die natürliche Vernunft kennen, nur ein Licht, das den Tag regiert, ohne an das Licht, das die Nacht regiert, und an die Sternensflur zu denken. Die Vernunft wird durch den Spiegel angedeutet, den man nur auf den Jehen erreichen kann. Es muß ein wahrer Flügelmann

sein, der einen Blick hineinstehlen soll. Und was sieht er dann? Ein klein Stückchen Kopf! Er sieht sich, wenn er Gott sehen will. Der bloße Gottverehrer sieht sich selbst im Spiegel, der Christ sieht Christum, während beide Gott sehen wollen! — Bei alledem“ — fügte der Graf nach einer Weile, da wir die Bilder betrachteten, hinzu — „bin ich kein Feind der ehrlichen Gottesverehrer; ich habe Kerls darunter sterben sehen, besser wie Sokrates, — ohne Hahn, ohne Todesangst. Aber dennoch muß ich sagen, der Deist, wenn er's recht genau nimmt, banferottirt doch; sein Tod ist ein Pranger-tod, ein Spektakeltod. Die Rechnung ist nicht rein, die Balance nicht stimmig! — Und wenn ein Deist traurig wird, was kann diese Traurigkeit der Welt anders wirken als — den Tod.“ —

Wir gingen sodann aus diesem Saal der natürlichen Religion durch mancherlei Zimmer — ich glaube es waren deren sieben, welche Zahl dem Grafen als eine heilige am Herzen lag — zu der Kapelle am Ende des Schlosses. — „Durch viel Trübsal“ — sagte der Graf — „zum Reiche Gottes!“

In all den Zimmern standen mit großen Buchstaben Trostsprüche an die Wand geschrieben; und es lagen viele verschiedene Kranke, Sieche und Sterbende in denselben. Der Graf zeigte uns Einige derselben, und wir sprachen bei dieser Gelegenheit ein Hohes und Tiefes über den Einfluß, den die Krankheitsart auf die Gestorbenen behauptet. Der Graf versicherte, dieselbe sei von keinem Belang. Bei vielen Schwerkranken erscheine der Tod doch wie ein wirklicher Einschlaf. Im Grunde, meinte er, daß jeder Mensch gleich viel Todesnoth ausstehe. Todesangst und Noth schien ihm zweierlei. Die Angst sei mehr zufällig; — je nachdem der Mensch, nachdem auch die Angst. Aber die Noth sei wesent-

lich, und da sei es einerlei ob Jemand plötzlich oder allmählich sterbe. Täglich sterben — darauf komme es an!

Als etwas Neues und Besonderes muß ich bemerken, daß der Graf fast immer Zeit und Stunde ahnte, wenn es mit dem Patienten aus sein würde; allein er sagte es nie den Sterbenden. Mir fiel das auf, da er die stete Vorbereitung auf den Tod so hoch stellte und eigentlich nur lebte, um zu sterben. Aber auch in dieser Hinsicht hatte er eine feine Sterbenswissenschaft, auf die er überhaupt studirt zu haben schien. Er meinte zwar, es solle jeder Gesunde — sein Testament machen und jeden Morgen denken, es sei der letzte, und jeden Abend, es sei die letzte Nacht. „Viele“ — behauptete der Graf — „ahnen auch ihre Sterbestunde selbst, und das ist ein ander Ding; denen hat es wohl Gott offenbart. Aber weder der Arzt, noch der Seelsorger sollen sich anmaßen, den Kranken dadurch in eine unnatürliche Angst und Unruhe zu versetzen, daß sie ihnen den Termin stellen. Sonst werden sie zu Henkern, zu Scharfrichtern. Das Einzige, was einen Henkerstod schrecklicher als einen Kammertod macht, ist — die Gewißheit der Stunde. Wem gesagt wird: morgen Nachmittag um vier Uhr wirst du sterben! — der stirbt ganz und gar wie ein Delinquent, wie ein armer Sünder — ganz und gar!“

Ich könnte noch viel, viel erzählen, wenn ich alle Bemerkungen wiederholen wollte, die mir reichlich in den Wurf kamen. Bei den vielen Kranken, die wir, zum Theil schon mit dem Tode ringend, vor uns sahen — machte ich die Frage, ob nicht für die noch relativ Besseren das sie umgebende Todeselend schrecklich sei? Der Graf antwortete: „Ganz und gar nicht, mein Sohn! — Dabei habe ich auch so meine Gedanken und Erfahrungen. Den Meisten ist es weit angenehmer, in Gesellschaft zu sterben, als in Gesell-

schaft zu leben. Ein großer Theil der Menschen stirbt mit deshalb so schwer, weil er Alles verlassen muß und weil ihn Alles verläßt, weil er so sehr allein bleibt. Ein schweres, ein schreckliches Wort — Allein! Der Mensch ist nun einmal ein geselliges Thier. Wenn er mit dem Kreise, in dem er lange Zeit lebte und lebte, auch in Einem stirbt — o wie tröstet dieß! Darum vorzüglich glaube ich durch gute Gesellschaft meinen Sterbenden ihr Ende zu erleichtern und ihnen einen Dienst daran zu thun.“ — Sogar der Selbstmord, meinte der Graf, würde noch am ehesten beim offenen Grabe eines anderen theuren Dahingefchiedenen aus der Natur des Menschen zu erklären sein. Ja er meinte, es gehöre ein so großer Grad Lebensliebe dazu, als der große Menschentöpler uns eingeblasen, um diesen Grillen bei den offenen Gräbern der lieben Anfrigen zu entkommen. „Man dünkt sich“ — sagte er, indem sein Auge von einer Thräne erglänzte — „man dünkt sich ohne die lieben Seinigen verwaist in der weiten, weiten Welt; und ist man es nicht auch wirklich an diesem unempfindlichen großen Orte? Was ist das Leben, wenn man nicht noch den Kreis der Seinen hat, wo man das süße Echo seines Schmerzes, seiner Freude hört und eine Theilnehmung sieht, Liebe und Gegenliebe empfindet?“

Mich wunderte und ergriff tief diese innere Bewegung des Grafen. Ich hatte seine äußere Kälte falsch beurtheilt; das merkte ich jetzt und that ihm innerlich Abbitte. Ich sah aus seinem ganzen Wesen, daß an ihm selbst jenes Wort wahr wurde, welches er beiläufig aussprach: „Leute, die dem Leben recht ehrlich trotzen können — o, die trotzen auch dem Tode!“

Plötzlich — im dritten oder vierten der Krankenzimmer — ward ich aus meinem Sinnen gerissen durch den lauten Aus-

ruf einer daliegenden, sehr abgekehrten Kranken, welche — da sie uns kommen sah — schrie: „O Gott, der Pastor aus Kurland!“ — Der Graf trat beruhigend an ihr Bette und sagte: „Nein, meine Liebe — es ist sein Sohn!“ — „Ach Gott“ — seufzte sie und starrte mich an—„ihm wie aus den Augen geschnitten!“ — Ich begriff kein Wort. Wir gingen auf Bitte des Grafen weiter, um die Kranke nicht zu sehr aufzuregen, nachdem dieselbe mir innig die Hand gedrückt und mit einem sterbensfreudigen Blick nach oben mir den Abschied gewinkt. Erst als wir die Krankenzimmer verlassen und durch einen langen halbfinstern, nur von brennenden Armeleuchtern erhellten schmalen Gang — der Graf erinnerte an die letzte enge Pforte — uns der Kapelle näherten, sagte mir unser Hausherr, wer diese arme Kranke sei und warum sie mich erkannt habe. Es war eine Kurländerin, jene Tochter des Pastors Köser, die einstige Nebenbuhlerin meiner Mutter, wie sich meine Leser wohl noch erinnern werden, dieselbe, welche trotz der Ohrfeige den adligen Krippenritter geheirathet hatte. Verstoßen und verworfen von ihrem sauberen Ehemanne und im Begriffe irgendwo den Tod zu suchen, war sie von dem Grafen in Siechenau aufgenommen worden und lag jetzt in den letzten Zügen. Der Graf erzählte mir, wie er sie selbst in einem elenden Gasthof bei Königsberg krank und sterbensmüde gefunden, nachdem der Mann sie hatte gehen heißen. Dieser kurische Krippenritter war — da ihm alle andere Bildung fehlte und er nur im Pistolenschießen, Fechten und Renommiren sich auszeichnete, nachdem er einigen kurischen „Mitbrüdern“ das Lebenslicht im Duell ausgeblasen, nach Königsberg geflüchtet und hatte dort versucht, als französischer Sprach-, Tanz- und Fechtmeister sich kümmerlich sein Brot zu suchen. Dabei kam er in allerlei Liaisons und entfremdete sich, nachdem er das

Kleine Vermögen der Frau durchgebracht, seiner Ehehälfte ganz und gar. Sie suchte sich und ihre zwei Kinder mit ihrer Hände Arbeit mühselig zu ernähren und lebte in einem kleinen Dörfchen bei Königsberg. Dort erkrankten und starben beide Kinder; und die arme Krippenritterin, die sich an ihren verkommenen Mann nicht mehr wenden wollte, hatte sich schier zu Tode gearbeitet und lag verlassen und einsam da, als der Graf sie fand und in sein Siechenhaus brachte. Er versprach mir, mich später nochmals zu ihr zu bringen. Und so durfte ich dieser einstigen Antagonistin meiner lieben Mutter, nachdem sie mich gebeten, ihren Tod nach Kurland zu melden, die Augen zudrücken. Sie starb als „Schwester des Grafen“ — denn „Bruder und Schwester“ wurden Alle, die bei ihm heimgingen — sanft, willig und selig, ihres Alters fünfundvierzig Jahre. — Meine Mutter, der ich später diesen erschütternden Vorfall meldete, antwortete mir: sie danke Gott, daß auch diese Arme — durch gute und böse Gerüchte, durch mancherlei Kummer und Leiden zu des Herrn Freude eingegangen sei. Sie fügte hinzu: „Du siehst, mein Sohn, — wir sind nicht da, um zu schlagen, sondern um geschlagen zu werden. Du aber, mein Sohn, schone dich in Preußen. Es scheint eine Grube zu sein, wo Alles fällt, was aus Kurland ist.“ —

Doch zurück von dieser Abschweifung zu unserem ersten Todesgange, auf welchem der Graf uns noch bis zur Kapelle fortgeleitete. Ich konnte es kaum mehr aushalten, so hatten mich all die Erlebnisse innerlich und äußerlich erschüttert. Gleichwohl ward ich durch den Eindruck der schönen Kapelle nochmals belebt, nachdem ich bereits zum Umfallen müde geworden.

„Der Christ“ — sagte der Graf beim Eintritt in die Kapelle — „hat den Geist von allen Religionen, das un-

sterbliche Wesen, wie es Christus durch's Evangelium an's Licht gebracht." Wir besahen alle Einzelheiten des in ehrwürdiges Halbdunkel gehüllten Raumes. In der Mitte des Chores hing ein Crucifix und der Schächer, den Christus in's Paradies mitnahm. Ringsum Märtyrer, einige Apostel und der sterbende Simeon mit einer Friedensmiene im Gesicht, die dem Beschauer entgegenrief: Herr nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren. — In allen Gesichtern lagen die Worte: Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn; darum wir leben oder wir sterben, so sind wir des Herrn. Sie hatten, das sah man ihnen an, schon das Seelentestament deponirt: Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände! Und nach diesem Testamente neigten sie ihr Haupt und verschied. Nirgends etwas von einem Pranger- oder Spektakeltod, — kein Bankerott, keine Schuld im Rückstande, Alles rein abgeschlossen, ohne Bruch! — „Sollte denn der Christ stärker in seinen Tugenden, fester in seinen Gesinnungen sein als der ehrlich ringende Deist? O gewiß nicht. Es ist nur Ein großer Unterschied: der Christ ist überall — kindlicher. Er thut nichts — auch nicht sterben — aus Stolz oder eitler Ehre. Er weiß es, wenn der Mensch Alles gethan hat — und wer hat es? — so bleibt er ein „unnützer Knecht“. Und wer macht das Blutrothe schneeweiß und das Rosinfarbne wie Wolle? Wir wollen annehmen, daß Selbstsünden auch Selbststrafen nach sich zögen. Ist's aber darum gut gemacht, wodurch wir Gott beleidigt oder sein heiliges Gebot übertreten? Wäre dieß der Fall, so wäre jeder Selbstmörder selig. Ist überhaupt etwas wahrer, etwas richtiger als jenes Bekenntniß: Herr, wenn du willst Sünden zurechnen, wer wird bestehen? Eine Ruhe ohne vorherige Unruhe — was ist sie? Gott bewahre uns davor. Das Gewissen ist unbestechbar. Es giebt eben-

sowohl ein Verstandes-, als ein Willensgewissen. Verschließe dich wie du willst, das Gewissen begleitet dich; es schläft und schlummert nicht; es geht nicht über Feld; und — was das Aergste ist — es hat ein göttliches Gedächtniß. Es eröffnet dir in jeder dir selbst gelassenen Stunde, du seist ein ungerechter Haushalter, du hättest gesündigt im Himmel und vor ihm und wärst nicht werth der göttlichen Natur, nicht werth, ein Mensch zu sein. Schäme dich, sagt es alsdann und sammelt feurige Kohlen auf dein Haupt. Wohl dem, der diese Kohlen zum Fegefeuer anfaßt! Wohl dem, der zu dieser seiner Zeit bedenkt, was zu seinem Frieden dient! Wenn's zum Sterben geht, hilft doch kein menschlich Seelenkraut und Pflaster; das Wort Gottes allein heilet. — Was habt ihr denn für einen Beweis, rufen uns Christen die Weisen zu. Verzeiht, ihr Herren, Gott allein ist weise! Was aber unseren Beweis betrifft, so führen wir ihn rein menschlich. Unser Beweis ist vernünftige, lautere Milch der Erfahrung. Ich soll beweisen, daß ein Gott sei? Beweise mir erst, lieber Zweifler, daß er nicht ist. Wie kann man Thatsachen beweisen? Wie kann ein Sohn beweisen, daß Dieser oder Jener sein Vater ist? Die wichtigsten Artikel des Lebens können nur durch's Leben bewiesen werden. Ich lebe, sagt Christus, und ihr sollt auch leben. Und: — so Jemand will des Willen thun, der wird erkennen ob diese Lehre von Gott sei oder ob ich von mir selber rede. Zweifelsucht, Freunde, ist das Schrecklichste, was man sich denken kann; man brennt dann sein eigenes Haus aus eitler Baulust ab. Man ist nicht kalt, nicht warm. Man hinkt auf beiden Seiten, während Christus ein volles, herzliches Zutrauen von seinen Nachfolgern will. — Liebe, Liebe — ist die Quelle alles Guten, der Brunnen des Lebens! Und wer will die Liebe demonstrieren? — Ihr

guten, lieben Freunde, die ihr Alles mit euren Zweifeln zernagt, wenn eure Lehre unter den großen Haufen käme, was würde aus der Welt werden? Wir müßten unsere Kirchen abbrechen und Gefängnisse für Verbrecher daraus bauen. Und doch glaubt ihr die Wohlfahrt des ganzen menschlichen Geschlechts durch eure Lehre zu befördern, durch solche Lehren, die nichts denn Menschengesetz sind!"

"Wohl mir, daß ich ein Christ bin" — schloß der edle Graf mit warmen Worten seine Rede, die mir durch's Herz ging, — „welch ein Trost für mich im Leben und Sterben, daß Christus lebte und starb! Er ist die Essenz der Menschheit. Heil uns, daß unsere Natur einen Repräsentanten hat, in welchem Gott uns und wir — Gott sehen. Sein Leben sei mein Leben, sein Tod der meinige. Der Tod ist für den christlichen David — der Riese Goliath. Der Christ geht ihm nicht mit Schwert und Spieß, mit weltweisem Panzer und blank gepuzter glänzender Rüstung entgegen, sondern mit der Schwungkraft des Glaubens. Und hat er ihn zu Tode getroffen, so heißt es von ihm: wenn Sokrates tausend geschlagen, der Christ habe zehntausend überwunden und das Feld behalten. Halleluja! Tod, wo ist dein Stachel, Hölle — wo ist dein Sieg? Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben durch unsern Herrn Jesum Christ."

Nachdem der liebe christgläubige Graf mit großer Herzensbewegung diese seine Rede geendet, zeigte er uns die „Christentodtenköpfe“ im Einzelnen. „Ueberall“ — fügte er erläuternd hinzu — „eine vollständige Quittung, Brief und Siegel zum Lospruch. Wie frohruhig, wie zweifelsfrei! Kaum eine Kinderfrage in dem Ausdruck der Augen! Nicht bloß Hoffnung, nein der Himmel selbst in hoher Person — hätte ich bald gesagt — liegt auf den edlen Gesichtern.“ —

Ich dachte im Stillen: ja selig, wer wie Mine stirbt, so schön, so kindlich groß. So sterben zu sehen, ist das nicht Wonne? Wer so stirbt, der stirbt wohl.

In einer Nische der Kapelle, von eisernem Gitter eingeschlossen, stand ein leerer Sarg, der Deckel daneben. Auf meine Frage sagte mir der Graf, es sei sein Sarg, sein zukünftiges Bette. Rührend war es mir anzuhören, daß er alle Vierteljahr einmal darin schlief. Die erste Zeit habe er wohl dabei geschwitz't, bemerkte unser Führer, als habe er „Bezoarpulver eingenommen“; jetzt aber schlafe er darin, ohne einen einzigen Schweißtropfen, ruhig und sanft. Mir war bei diesem Sarge der prunkvolle Wappenzierrath unausstehlich. Ueberhaupt schien hierin die menschliche Schwachheit unseres lieben christlichen Hausherrn zu liegen. Schon vorher hatte er einmal in hochgeborenem Tone gesagt: „wenn vom Stammbaum die Rede wäre, möcht' ich sehen, wer einen entfernt älteren hätte als unser Haus?“ — Das sah man an den Bildern seiner Heimgegangenen, die alle in der Kapelle hingen. Wenn die jungen Grafen nicht Hutkränze von weißen Federn gehabt hätten und ganz unvermerkt das gräfliche Wappen nebst neunfacher Perlenkrone an ihrer Seite hervorgeschimmert wäre, so würden ihre Geister — mehr Geister gewesen sein. Jetzt waren es — gräfliche Geister. Auch zwei Gräfinnen waren da zu sehen — unschuldig wie die Engel, bis auf die versuchten Wappen.

Endlich verließen wir dieses Todtengewölbe, um — wieder durch einen langen Gang — in die Wohnzimmer des Grafen zu gelangen, unter welchen mir das Schlafzimmer besonders auffiel, welches auch ganz wie ein Todtengewölbe ausgestattet war.

Alles was seither vorfiel, war stehenden und gehenden Fußes gewesen. Ringsum herrschte im Hause eine wunder-

fame Stille, ein Krankentritt; langsam und auf den Spitzen der Füße ging Alles. „Kein Wunder“ — sagte der Graf — „wenn es hie und da etwas steif in meinem Hause hergeht und nach diesen Einrichtungen aussieht. — — Wenn's nur der Staat nicht ist, der auf Zehen geht“ — fuhr er nach einer Pause lächelnd fort — „im Privathause hat's wenig oder nichts zu sagen. Ich kenne einen Staat, der schon lange auf Zehen geht.“ Er meinte, indem er diese Worte stark betonte, sein Vaterland, das ihm noch immer nicht monarchisch genug zu sein schien. „Der Himmel helfe ihm auf die Beine, wenn es ihm nützlich ist“ — fügte der Prediger hinzu. „Ich liebe den Privattod wie mein Leben“ — fuhr der Graf fort — „nur den publikten, den Nationentod nicht.“ —

Er war noch voll von dem „publikten Tod“ — als wir so im Todentritt in sein Schreibzimmer traten, wo ich — todesmatt von all der Anstrengung und Aufregung — mich an einem Stuhl halten mußte, um nicht zu sinken. Der Pastor, welcher sah wie ich erblaßte, erschrak; und indem mir die Sinne zu schwinden begannen, hörte ich, wie er zum Grafen sagte: „dieß Uebel käme gerades Weges vom inwendigen Menschen, von der Seele, welche kein Arzt trösten, allein auch nicht heilen könne. Unsere Aerzte kuriren oft den Körper, wenn die Seele leidet.“

Der gute Pastor! Ich sehe ihn noch, wie bekümmert er war. Mich überfiel es in der That wie eine Ohnmacht. Der Graf schien froh zu sein, daß es mich so überfiel — natürlich, um einen Sterbekandidaten mehr zu haben. Er wollte mich gleich zu Bette bringen und sagte zum Prediger, er solle mich nur dort lassen, wenn er nach Hause müßte. „Ich werde diesen Jüngling nicht verlassen“ — hörte ich noch

den Pastor sagen und: „O Gott, wenn er stürbe!“ — Da sank ich bewußtlos hin. — —

Einen ganzen Tag und eine Nacht von diesem Augenblick an habe ich nichts gespürt. Ich that einen tiefen, tiefen Schlaf, der doch nicht erquicklich war. Wollte Gott es wäre mein letzter gewesen! Das hätte all mein Heimweh kurirt. — —

Als ich erwachte, fand ich mich in einem schönen Bette. Der Graf saß bei mir. Der Pastor hatte fort gemußt. Er war, wie man mir sagte, zu einer Amtshandlung abgerufen worden. Ich hatte eine elende lange, lange Nacht gehabt, und der darauf folgende Tag war wie sie.

Der Arzt, der mich besuchte, wußte, daß er dem Grafen mit einem heimlichen Kopfschütteln einen Gefallen erwies, und schüttelte also, es mochte Gefahr sein oder nicht. Doch gab er noch Hoffnung. Und nie vergesse ich die gräßlichen Worte, die er in Folge dessen äußerte: „Stirbt man denn überhaupt an der Krankheit, Freund? Vom Leben stirbt man! Und wenn unser Liebling“ — er wies dabei auf mich — „wenn er gesund wird, entfloß er dem Tode? O nein, nur der Krankheit. Allen? — Nein nur dieser! — Eine große Sache!“ —

Der Prediger, der die Linderkrankheiten aus Erfahrung kannte, hatte ganz Recht gehabt, daß meine Krankheit mehr in der Seele stecke. Aber eine franke Seele — sie steckt auch den gesündesten Leib an. Alle Seelenkrankheiten sind ansteckend. Es war wohl Lebenssekel, Lebenskummer, — Ueberdruß, was mich ergriffen hatte. All die Gebeinhäuser, in die ich herumgeleitet worden, hatten meine Einbildungskraft so erhitzt, daß ich wirklich nicht todtkrank war, nicht gefährlich krank, — aber — beides zu sein herzinniglich wünschte. O Gott, wie sehnte ich mich nach einem seligen

Ende! Wie nach München! Sie war der Mittelpunkt von Allem. Ich war eigentlich nicht krank, allein ich wünschte es zu werden — eine der gefährlichsten Gemüthskrankheiten, wenn es nicht im apostolischen Sinn heißt: „Ich habe Lust abzuschneiden.“ —

Es war mir dabei, als hörte ich fortwährend in der ferne läuten. Ich mußte immer an die Worte des Grafen denken, die er zu mir am Krankenlager gesprochen: „Der Himmel, mein Sohn, wird anders genossen, als Dinge der Erde. Der Erdengenuß gebiert den Tod, den Ekel. Der Himmel ist Himmel, ist Genuß ohne Ekel, ohne Tod. Tod und Ekel sind gleichbedeutende Wörter. Gleich und gleich gesellt sich gern.“ —

Dem sei nun wie ihm wolle! Mine war und blieb mein Schutzengel bei diesem Seelenzufall; sie stärkte mich. Ich holte so zu sagen Alles nach, was ich bei ihrem Grabe durch Betäubung übersprungen hatte.

Vormals, in meinem vierzehnten Jahre — da ich wirklich schwer krank lag und die vier Nägel, wovon meine Mutter sechs für einen Vierding kaufte, mir so schrecklich glänzten — glaubte ich Minen zurücklassen zu müssen; hier in meinem einundzwanzigsten Jahre sah ich in ihr das vorgesteckte Kleinod. Es war mir wie ein Licht aufgegangen. Ich empfand den heilig brennenden Busch einer gottgefälligen, gottgeheiligten, himmelklaren Liebe — ich hatte Lust abzuschneiden. Die Liebe schafft Alles, sie duldet Alles, sie macht ein ruhiges Leben und — einen sanften Tod.

Es machte sich indessen Alles so, daß ich's ertragen konnte. Der Graf war zu mir wie ein Vater. — „Der Tod selbst“ — sagte er zu mir, in seiner Weise philosophirend — „der Tod selbst ist das Allerwenigste; da springt nur das Band, das uns so lange zog und riß und neckte — und weg

sind wir! Tod als Tod hat eigentlich weniger Schreckliches als das Leben, ja er hat im Grunde nichts Schreckliches. Wer wird sich auch vor dem Tode fürchten, den wir ja eigentlich gar nicht kennen und fühlen. Das Leben aber kennen wir und fühlen sein Elend. Wahrlich, wir — unser ganzes Leben ist ein Räthsel und der Tod ist die Auflösung. Der Tod ist nur das Ende vom Klagelied, von allem Elend — wer wollte sich das Sterben, aus Furcht des letzten Augenblicks, ohne Noth bitter machen? Wer das Leben dadurch vermeiden? Es giebt Leute, die sich das Leben auf diese Art — versterben — warum das? — Lieber mit dem geplagten Apostel täglich im Geiste sterben, d. h. den Tod studiren und sein Haus bestellen.“ —

Der Graf hätte so ohne Ende und Ziel reden können. Seine Worte waren mir wie Zephyr, den er mir zuwehte. Es giebt Stunden, wo wir keinen Sturm vertragen können. — „Und Sie“ — fing der Graf zu mir gewendet von Neuem an — „Sie — ausblühender Jüngling“ — schnell hielt er sich auf, als bedächte er sich bei dem Worte: „ausblühender“, setzte aber dann hinzu: „Sie haben auch nach Ihrer Art gelitten — vielleicht sind nur noch wenige Tropfen Todesangst übrig.“

Der Graf wurde abgerufen. Ich blieb allein. Man widerräth oft den Schwermüthigen die Einsamkeit und in vielen Fällen mit gutem Grunde. Bei dem Allen glaube ich, daß wenn je ein Kraut und Pflaster Seelenkrankheit heilen könne, es die Einsamkeit, die Selbstgelassenheit sei. Wie oft ängstigt die Gesellschaft schwermüthige Personen und macht sie kränker? Und die gütigen, erquickenden Thränen — was für ein gutes Recept sind sie in solcher Krankheit? Und in Gesellschaft weinen — welcher Mann kann oder mag das?

Als der Graf weg war, brach ich in einen Thränenstrom aus. Ich fühlte, wie wohl es mir that. In meiner Seelenkrankheit wandte sich das Blatt noch denselben Abend. Nachdem ich eine stille, friedsame Nacht gehabt, weckte mich spät den andern Morgen der eintretende Arzt, dem der Graf folgte. Er fühlte meinen Puls und wünschte mir Glück — zur Genesung. — Und ich? Wie kam es, daß ich diesen „Glückwunsch“ trotz der Gegenwart des Sterbensmannes in der That als Glückwunsch entgegennahm? — — Wir Menschen sind wunderbare Geschöpfe! Es war mir so, als ob ich Minens wegen schon wirklich gestorben gewesen und nun, nachdem ich ihr mein Gelübde bezahlt, wieder auferstehen könnte. So froh ich war zu sterben, so sehr war ich es auch zufrieden, wieder zu leben. Es ist ja gewiß wahr, was der Graf nicht müde wurde zu wiederholen: „Unsere Seele wird neu geboren, wenn wir sterben; der Tod ist eine Niederkunft, eine Geburt zum andern Leben; und es ist gut, auch auf diese Geburtsstunde und diese großen sechs Wochen voraus zu denken. Es ist gut, wenn wir schon hier mehr und mehr geistig werden, damit wir beim Tode uns nicht verwahren.“ — Aber wer ist reif dazu? Und gilt es nicht, die Spanne Zeit ausnutzen, die Gott uns als Gnadenfrist gegeben? Und eine unzeitige Geburt — was kann sie für klägliche Folgen haben!

Ich war aufgestanden und hatte mich gekleidet. Der Graf trat herein und fragte, nachdem ich ein kräftigendes Frühstück mit ihm genossen, ob ich nicht in der Kapelle noch ein paar Leichenpredigten anhören wolle. „Ich höre gern Leichenpredigten“ — setzte er hinzu — „allein in meinem Sinne sind es nicht Leichte-Predigten, wenn es nämlich nicht Lügenpredigten sein sollen.“ O, dachte ich — wenn meine Mutter doch diesen letzten Gedanken von Lügen- und Leichten-

Predigten gehört hätte! — Der Graf hatte gewiß Recht und führte noch weiter aus, wie oft an den Särgen durch Lobhudelei gelogen werde. Wer ist da mehr todt, die Leiche oder der Redner? Rauch über Rauch! Wie oft würde es heut zu Tage bei bepredigten und beredeten Leichen heißen müssen: Laßt die Todten ihre Todten begraben. Und wie selten geht's gerade aus dem Herzen heraus!

Der Graf entnahm wohl aus meinem Schweigen, daß ich keine Lust hatte, jetzt — Reden zu hören. Reden sind ja etwas Gewaltiges! Durch Reden sind mehr Länder erobert und Festungen eingenommen worden als durch Waffen. Aber Alles zu seiner Zeit. Ich wollte, ich mußte fort. Es hielt mich nicht länger in dieser Grabeshöhle.

„Lieber Graf, bis zum Wiedersehen, hier oder dort!“ Von einem Manne wie der Graf, wer kann Abschied nehmen oder — noch besser — den Abschied mittheilen. Sein ganzes Leben war eigentlich ein feierliches Abschiednehmen. —

Der Pastor Friedeborn aus Linden war wiedergekommen, um nach mir zu fragen und mich womöglich abzuholen. Er war so innig froh, mich wieder wohlauf zu finden, daß er bei einem Haar mit dem Grafen wieder freundschaftlich zerfallen wäre, wie damals beim Abschied.

Mit welcher Bewegung ich diesen hochgeborenen Todtengräber verließ, kann ich nicht beschreiben. Unvergesslich wird der Aufenthalt in dem gräßlichen Schlosse auf meiner Seele liegen. „Hier oder dort“ — hatte ich ihm beim Abschied gesagt. Ich dachte kaum ernstlich an das Hier. Das Dort verschlang es bei mir. Dort, dort — wo Mine ist — wenn's aus dem Heimweh zur Heimath geht! — —

Wir kamen gegen Mittag im Pastorat Linden an. Gretchen empfing mich so froh, so gutthätig, daß wir uns beide Hände reichten. Ich liebte Gretchen nicht; allein ich

liebte ihren Schmerz um Mienen und fand, daß es tief in unserer Natur läge, wenn man was Liebes verloren, sich so gleich mit etwas Liebem zu verbinden. Gretchen's lindenfranke Mutter — das sah man deutlich — wollte und hoffte, daß Gretchen meine Mine würde. Die arme, gute Frau! sie hatte mich gern, aber sie kannte mich nicht. Gretchen verlangte feierlichst von mir, daß ich wenigstens noch einmal nach Linden kommen möge, ehe ich ganz heimzöge. „Des Grabes wegen“ — setzte sie mit einem Seufzer hinzu, der mir durch die Seele ging. Der Prediger ließ mich ziemlich kühl fahren. Er dachte an nichts als an seine Abhandlung von der Sünde wider den heiligen Geist, die er mir im Manuscript mitgab, um sie in Königsberg seinem Bruder einzuhändigen. Ich hatte dieselbe während meiner letzten Tage in Linden noch von A bis Z anhören müssen. Zum Weiternachdenken war sie nicht eingerichtet, so viel wurde mir dabei klar.

Ich hatte mit dem Pastor vor dem Abschied noch eine peinliche Scene. Ich wußte, daß er nicht in der besten Vermögensverfassung war. Es lag daher nahe, daß ich ihm wenigstens seine bei der Beerdigung gehabtten Auslagen ersetzte. Aber — wie ich stand und ging hatte ich meine Reise nach Linden angetreten. Ich hatte gar nicht daran gedacht, Geld mitzunehmen. Nur das Amulet von meinem Vater, das ich immer bei mir zu tragen gewohnt war, jenes Packet, das er mir nur „in der größten Noth“ anzubrechen gestattet, hatte ich bei mir. Das glaubte ich jetzt angreifen zu müssen, um so mehr, als ich auch etwas haben mußte für jenen armen Organisten — der in seiner Leichenabbanfung gewiß nicht ohne Grund darüber geklagt hatte, daß Luther in der Erklärung der vierten Bitte das Holz ausgelassen, was er seiner Meinung nach gewiß nicht gethan hätte, wenn er in Linden oder in Kurland Organist gewesen. —

Kurz — ich öffnete — und fand eine Menge goldener Schaufstücke. Ohne sie zu zählen, nahm ich zwei und brachte sie dem Pastor. „für die gehaltenen Auslagen“ — sagte ich verlegen. Dabei hatte ich den beiden Goldstücken kein weißes Hemd angezogen. Denn eben dadurch würde es ein Geschenk geworden sein und Geld schenken — wach' ein gräßliches Wort unter Leuten, die empfinden können!

Der gute Pastor lehnte aber Alles ab und bat mich, nach einigem Wortwechsel, seine Auslagen, die sich auf zwei Thaler beliefen, seinem Bruder in Königsberg abzugeben.

So brach ich denn schweren Herzens auf. „Vergessen Sie uns Alle und Gretchen nicht“ — sagte die Lindenkrankte, da ich Abschied von ihr nahm und sie mir einen herzlichen Kuß gab. Gretchen küßte ich nicht, wenigstens glaube ich, daß ich es nicht that; allein beide Hände reichten wir uns. Ein paar Stunden vor meiner Abreise hatte sich — der „Justizrath Nathanael Tüftler“ anmelden lassen. Ich bat Gretchen ihn zu grüßen und ihm zu sagen, daß Mine ihm von Herzen vergeben habe.

Und so kam ich mit dem künstlich gewindelten, mir auf die Seele gebundenen Werklein von der Sünde wider den heiligen Geist wieder nach Königsberg.

### Drittes Kapitel.

## Heimathklänge.

Als ich nach Königsberg in unser altes Studentenquartier kam, fand ich den Junker Gotthard vor. Er wußte noch nichts von dem Grunde meiner plötzlichen Abreise und war so froh über meine Wiederkehr, daß er — sobald er mich sah — mir um den Hals sprang, mich herzte und küßte.

„Du bist — zu Hause?“ — fragte ich verwundert, da er sonst meist auf der Jagd war.

„Seit ehegestern“ — erwiderte er — „hause ich! Ich hatte es der blonden Amalie — du weißt Bruder — in einem schwachen Stündlein versprochen, weil von ihr eben heute ein Lautenconcert, ihrem Vater zu Ehren, aufgeführt werden soll. — Du mußt mitkommen, Alexander!“ —

„Aber“ — fing ich an, ohne auf's Mitkommen ein Wort zu geben — „da liegen ja Bücher — ein ganzer Stoß — auf deinem Tisch! Bist du fleißig geworden, Gotthard?“ —

„Ach!“ — erwiderte er etwas verlegen — „beim Scherz muß auch Ernst sein, beim Zeitvertreib Arbeit! Ich hab' mir da — einige Bücher über Jagdgerechtigkeit und Jagdungerechtigkeit,

über das und das in dieser freien Kunst, ja sogar die buntesten preussischen Jagdverordnungen geben lassen. Bruder, ich sage dir, ein Studium, um den Tod zu holen! Sag' mir, du bist doch ein kluger Kerl, wie kommen die regierenden Herren dazu, die Jagden sich als ihr Recht anzumaßen?" —

Bevor ich antworten konnte, wurden wir von dem Boten unterbrochen, der uns zum „Concert“ einlud. Man hatte gegenüber, wo Gotthard's blonde Amalie, die Lautenschlägerin, wohnte, mich ankommen sehen und „hoffte gewiß auf mein Kommen“ — wie der Bote bemerkte.

Ich war so wenig gestimmt, eine solche Dissonanz anzuhören, daß ich geradezu abschlug. Junker Gotthard, dem ein Menschenstimmhammer ohnedem nicht eigen war, und der keine meiner Herzenssaiten in Harmonie ziehen konnte, nahm indessen das Wort und sagte dem Boten: „Ich werde ihn schon mitbringen!“ —

Gotthard hatte nicht die mindeste Neugierde, Geheimnisse zu „heizen“ oder zu „schießen“. Ich war von Königsberg abgereist, ich kam wieder, ohne daß er was und wie und wo wußte. Mein Herz brach mir fast über den guten wilden Jungen. Ich wußte wohl, daß Theilnahme ein Wunder in seinen Augen sei; und doch — sagte ich ihm Alles. Ungefragt — das wußte ich — verstand er nicht einen Herzensbruch, jene schreckliche Ohnmacht eines beklommenen Herzens, jenes Beben auf der Lippe, da man schon den allerfeinsten Körper eines Wortes, wäre es auch ein bloßes „Ach“ — zu schwerfällig für sich findet. — Ich erzählte ihm das Wesentliche und mußte mich wahrlich zwingen zu reden. Wer kann in solchen Herzensnöthen — wer kann da mehr als abgebrochen sein?

Ich war diesmal so glücklich, solche Worte zu ertappen, daß ich den Junfer Gotthard in Bewegung setzte. „Bruder“ — sagte er — „du jammerst mich.“ — Das war viel!

Nach einer Weile, während welcher ich auf und nieder ging, er aus Verlegenheit, was er noch sagen sollte, bei seinen Jagdbüchern saß — stand er auf, faßte meine Hand und sagte: „Wenn ich das gewußt hätte, Bruder — ich hätte dir nicht vom Lautenconcert geredet — wäre auch selbst zu Hause geblieben. — Aber, verzeih — ich muß fort.“ —

Mir war es das Liebste. Ich suchte Einsamkeit und stille Wege. In der Thür wandte er sich noch einmal um und fragte in seiner naiven, fast rohen Weise: „Hättest du denn, Bruder, nur eine schmucke Mine?“ — „Laß das, Gotthard“ — erwiderte ich und wollte noch was sagen. Da war er schon, wahrscheinlich durch mein Gesicht verschleucht, zur Thür hinaus.

Ich kleidete mich um und wollte zunächst das mir aufgetragene Geschäft besorgen, d. h. ich ging zum Verleger, um ihm die Abhandlung des Pastors Friedeborn einzuhandigen, ohne dieselbe vorher dem Bruder zu überreichen. Ich mußte, daß meinem väterlichen Freunde, dem königlichen Rath, damit nicht gedient sein konnte.

Von dort ging ich geradeswegs auf den Friedhof, der bei der Roggärtchen Kirche liegt. Dahin bin ich oft gewallfahrtet. Er liegt so schön — ist buschig und schattig. In der Mitte war ein grüner Platz, mit Bäumen unordentlich besetzt, aber schön gepflegt, der Ort, wo die Herrenhuter, wie mir der hinzukommende Todtengräber erklärte, ihre „Heimgegangenen“ — wie sie alle Sterbenden nennen — begraben.

„Ich kann den Kirchhof empfehlen, wenn es etwas zu begraben giebt“ — fing der Todtengräber an, der eine große eiserne Stange in der Hand hielt, mit welcher er in der Tiefe

des Bodens zu sondiren pflegte, ob im fall eines zu machenden neuen Grabes alte Särge im Wege stünden.

Ich erwiderte dem guten Manne mit schwerem Herzen, daß ich — nichts zu begraben hätte, daß ich nur ein Liebhaber von Kirchhöfen wäre und eben einen getroffen hätte, der mir sehr gefiele. „Sie sind nicht der erste“ — meinte der Alte — „der diesen Kirchhof schön findet. Der Graf von Hochheim besuchte ihn, so oft er nach Königsberg kam. — Ich bin bei ihm einige Jahre im Dienst gewesen“ — setzte er hinzu. So bist du, dachte ich, wahrlich ein ausgelernter Todtengräber — bei solch' einem Meister.

Ich suchte hin und her eine Stelle, wo ich am liebsten ruhen würde. Da zeigte mir der Alte einen Baum, der einen anderen nicht bloß im Wachsthum angefaßt, sondern sich an ihn hinangewunden hatte.

„Ja“ — sagte der Alte auf meine frage — „diese Bäume — ohne Menschenhände, von selbst zusammenge wachsen!“ —

„Liegt wohl ein junges Paar darunter?“ — fragte ich. — „Gewiß“ — erwiderte er sehr gleichgültig. — „Es war ein Mädchen, das Liebe hatte bei Jung und Alt. Die Eltern, wie's doch immer so geht, wollten sie zwingen gegen ihren Willen zu heirathen. Sie wollten höher mit ihr hinaus. Das Mädchen aber liebte einen jungen Menschen, dessen Vater das ist, was auch ihr Vater ist, kein fingerbreit mehr oder weniger. Sie waren beide Kaufleute, nur daß der Eine arm, der Andere reich war. Endlich — da die Eltern sahen, es ginge nicht, denn das Mädchen grämte sich und fiel zusehend ab — gaben sie nach. Das Mädchen erholte sich auch etwas. Aber — lieber Herr — Sie wissen's ja oder wissen's noch nicht in Ihrer Jugend. Der Tod steht immer hinter'm Stuhl, es sei bei einer Verlobung oder sonst. So auch hier.“

Es war schon alles Ja und Amen; da starb das Mädchen, wie eine Knospe Rosenroth und nun ging's an's Heulen und Zähneklappen. Die Eltern überlebten es. Er aber, der Bräutigam — ja Gott weiß wie's war — er ist am Tode gestorben. Sie starben einander so nach — wie Blitz und Donner. So was hat man bei Menschengedenken nicht erfahren! Die guten Nachbarn und desgleichen sagten nun freilich wohl, daß der liebe Gott an ihnen ein Exempel statuirt, weil sie doch vom verbotenen Baume essen und den lieben Eltern der Braut ungehorsam werden wollten. Sie meinten es doch gut mit ihr und dachten höher mit ihr hinaus.“

„Ach, guter Freund“ — erwiderte ich und war meiner kaum mehr Herr — „sie ist höher hinaus, wie wir Alle!“ —

„Ja, Herr, wenn Sie's so nehmen, habe ich nichts dawider. Sonst pflegt's zu heißen: wer den Eltern nicht folgt, der folgt dem Kalbsfell. Hier ging sie einen andern Weg und er — folgte ihr.“

Jenes Sprichwort erinnerte mich an meine Mutter und an ihr Warnwort. Der Todtengräber war weg — ich allein. Ich sah das Baumpaar an. Es waren Linden. Der Mond schien voll hinein. Ein heiliger Schauer nach dem andern überkam mich, als wenn die abgeschiedene Seele auf mich wirkte. Und nun — da ich mir selbst zu schwer war — fiel ich nieder auf Gottes Gartenacker, von wo ich beide Hände gen Himmel hob, als wenn mir Gott einen sanften, seligen Tod hineinlegen sollte. O wahrlich, ich bettelte darum. Siehe — da fiel ein welkes Blatt auf meine Rechte. Dieses nahm ich und ging gesegnet in mein Haus. Noch liegt dieß Blatt in meiner Bibel, die mir mein Vater auf den Weg gab.

Den andern Tag begab ich mich zu meinem alten Freunde und Gönner, dem Bruder des Pastors zu Linden. Ich erzählte ihm, als er mich in seiner ruhigen freundlichen Weise empfing, meine Geschichte mit aller Treue. Der sonst so gefasste Mann war tief bewegt. Das merkte ich ihm ab, ohne daß er was sagte. Er hatte vielleicht noch Schwereres erlebt. Ich hatte meine Liebe verloren; er verzehrte sich in unglücklicher Liebe. Er ermahnte mich, in dieser schweren Trauerzeit nicht zu sehr meinen Gedanken und Grübeleien nachzuhängen, sondern mich fleißig in die Studien zu vertiefen. Das Studium sei der einzige Trost in dieser Welt. Wenn je diese Welt, meinte er, Trost hat, so liege sie in den Wissenschaften. Die edle Art uns zu zerstreuen, die den Wissenschaften eigen sei, habe weder die Welt, noch etwas das in der Welt ist. Die Wissenschaften allein können edel zerstreuen.

Ich wollte diesen Rath ernstlich befolgen. Ich nahm mir's zu Herzen, was er mir sagte, der wohlerfahrene Freund, daß „die Philosophie die wahre Sterbekunst sei“. Auch mein Vater hatte mir oft gesagt: „alle Philosophie will den Menschen still machen, in die Stille bringen — bis sich uns im Wolkendunkel dieses Lebens eine sonnenbeschienene Stelle zeigt.“ — Aber Alles, Alles wollte nicht recht bei mir verfangen. Die innere Leidenschaft, der Affect nahm mir die Ruhe. Und im Affect — wo bist du Sonne geblieben? Der Tag ist schier dahin! —

Ich ging oder lief, wie es kam, wieder in die Vorlesungen. Was that ich aber dort? Was konnte ich thun, um die Gedanken zu sammeln? Selbst die Theologie — die wissenschaftliche, rein theoretische Beschäftigung mit den religiösen Fragen — widerte mich an. Ich hätte sie gern bei Seite ge-

schoben, wenn nicht der Gedanke an meine Mutter mich noch davon abgehalten.

Da endlich — als ich aus einer Vorlesung nach Hause kam — ein dicker, dicker Brief aus der Heimath! Mit zitternder Hand eröffnete ich ihn und versenkte mich tief, tief in die theuren Heimathflänge.

Zunächst ein Wort zur Rettung der Ehre meiner Mutter, die ich vielleicht hier und da zu sehr „auf frischer That“ beurtheilt haben kann, als sie Minen jenen harten Absagebrief schrieb. Der alte Hermann hatte unterdessen meine Mutter mit Minens Abschiedsbrief bekannt gemacht, den sie bei ihrer Flucht ihrem Vater zurückließ. Endlich war mein Brief gekommen, der von Minens seligem Ende berichtete. Hier ist die Antwort meiner Mutter:

„Herzlich geliebter und nach dem Willen Gottes schmerzlich betrübter und nach kurzer Freude viel Leid tragender, einziger lieber Sohn! — — — Da sitze ich und lese diese Ueberschrift zehn Mal und kann keinen Anfang finden, — ich, die ihr Lebtag nicht des Anfangs halber eine verlegene Minute gehabt. — O mein Sohn! — wenn du es wüßtest, wie schwer es mir wird, dir heute zu schreiben, du würdest deine Mutter bedauern und sie in deinen Schmerz einschließen, wie ich dich immer in mein Gebet eingeschlossen habe und jetzt in mein Gebet einschließe. — Ich will sie nur nennen — so gern ich diesem Namen sonst auswich: Mine, Mine! — Da ist der Anfang! Mine — o mein Sohn, wie wird mir, da ich diesen Namen, diesen seligen Namen schreibe und spreche. Zacharias schrieb und sprach: Er soll Johannes heißen, und war ein so glücklicher Vater, als ich eine unglückliche Mutter bin, obgleich mein Johannes nicht daran Schuld ist, sondern ich selbst, ich selbst allein. Mine! Mine! Mine! Da ist der An-

fang. Ihr Name wird auch das Ende sein. Meine Seele  
ist betrübt bis in den Tod!

Wohl ihr, dem Kind der Treue!  
Sie hat und trägt davon  
Mit Ruhm und Dankeschreie  
Den Sieg, die Ehrenkron'!  
Gott giebt ihr selbst die Palmen  
In ihre rechte Hand,  
Und sie singt Freudenspalmen  
Dem, der ihr Leid gewandt.

Aus dem Liede: Befiehl du deine Wege, woraus, wie  
ein Ausgebäude oder Erker, die schönen Worte: Befiehl  
dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl  
machen, herauspringen.

Fast kann ich sagen, ich fiel zu Grunde, wie ein Stein,  
als ich von Allem hörte. Nichts, nichts in dem ganzen  
Laufe meines Lebens hat mich so ergriffen, als  
dieser Fall. Zu Gott rief ich: Die Angst meines Herzens  
ist groß, führe mich aus meinen Nöthen! Siehe an meinen  
Jammer und Elend und vergieb mir meine Sünde!  
Der Herr sei gelobt! Ich habe Gnade gefunden in seinen  
Augen, so wie den Anfang zu diesem Briefe. Meine Brust  
schwoll so in die Höhe, daß alle Bände zu reißen schienen.  
Jetzt legen sich diese Blutwogen — obgleich ich noch lange  
nicht sagen kann: es ist stille. Vielleicht wird es nie ganz  
stille. Du warst kein Kind mehr, als du schwach und krank  
darnieder lagest und wieder gesund wurdest. Du weißt, wie  
gottergeben ich damals war. Wärest du gestorben, ich hätte  
keine Thräne, wie ich nach der Liebe hoffe, sinken lassen.  
Du wärest wohl versorgt. Ein himmlischer Superintendent  
und Oberpastor! Das ist mehr als in Mitau, wohin dir der  
liebe, gütige Gott, wenn es seinem heiligen und allzeit guten  
Willen nicht zuwider ist, verhelfen wolle zu seiner Zeit! —

Da ist er wieder in Herz und Feder, der Name: Mine!  
Mine! O der namenlosen Angst bei diesem Namen, die  
Gott in Gnaden von mir wende, wenn der letzte Kampf  
anbricht. Es ist immer ein und dieselbe Saite, die in mir  
summet. — O ein schrecklicher Ton! So oft ich in Gottes  
Hause bin, sehe ich hier Nummer 5 und da Nummer 5.  
An Nummer 5 hängt mein Gewissenspiegel. Da sehe ich  
das stille gute Mädchen und fühle es, daß ich ihr mit Un-  
gestüm begegnete, den letzten Sonntag, da schon ihre Seele  
Alles eingepackt hatte. O Nummer 5! Nummer 5! O wenn  
diese Zahl nicht wäre! Aber nein! Es ist doch ein einfältiger  
Wunsch; da eben fallen mir die fünf Finger ein. Sie bleibe,  
diese Zahl, und die Erinnerung bleibe, daß ich Minen  
auf der Seele habe. O wenn doch München's Geist nur  
ein einzigmal noch in unsere Kirche käme! Ich sah Minen  
deines Vaters Predigt hören über: wir haben hier keine blei-  
bende Stätte, sondern die zukünftige suchen wir! Ich sah  
Minen manches Predigtwort befeuchten mit ihren Thränen.  
Ein warmer, fruchtbarer Regen zur Seligkeit! Ich sah sie  
Abschied von Nummer 5 nehmen, einen sanften, seligen  
Abschied! O möchte ich doch auch, wenn ich zum letztenmal  
in das Gotteshaus gehe, von meiner Nummer 1 so Abschied  
nehmen und, wenn es auch zu mir heißt: wir haben hier  
keine bleibende Stätte, sondern die zukünftige suchen wir!  
so von hinnen gehen, wie sie aus Nummer 5. O hätte ich  
doch nur einen Buchstaben von diesem Abschiede gemerkt, da  
München ihn nahm, nur ein Uhütchen, ein Ipünktchen! Welch  
ein schreckliches Licht ist mir jetzt aufgegangen. Vorigen  
Sonnabend ging ich allein in's Gotteshaus und wollte ver-  
suchen, ob ich mich vielleicht in der Stille mit Minens Bank  
versöhnen könnte. Langsam ging ich zu ihr, als zu meinem  
Richterstuhl: und siehe, es waren feurige Kohlen, die da

brannten. Gott sei gelobt und gebenedeit, daß ich Minchen anders grüßte, da sie zur Kirche hinausging. Gott! Gott! Großer Gott, ihre Thränen! Ihr Ringen im Auge, ehe die Thränen flossen, die bangen Thränen und die letzte, die Abschieds-Thräne, die sie weinte, da sie ging, die ihr mein letzter, unfreundlicher Gruß erregte. O sie komme zur Linderung über mich, zum Erquickungstropfen in meiner brennenden Todeshitze, in meiner Todesnoth! Vater, vergieb! Ich wußte nicht, was ich that! Und ach, mein harter Brief auf Minens Klagebrief. Ein Stank für Dankbrief! O hätte ich nie schreiben gelernt! Die Zunge hat viel Unheil angeordnet; allein es geht mit ihr, wie mit dem Brod beim Bäcker. Den andern Tag wird wieder frisch gebacken. — Nie, mein Sohn, das schwöre ich schriftlich vor Gott, der über mir ist, ich schwöre, nie werde ich Lebenslang einen Brief, ein Promemoria, einen Waschzettel schreiben, wo ich nicht an Minen schriftlich denke, um meine schriftliche Sünde, meinen Stank für Dank zu büßen. Sei mit dieser Buße zufrieden, lieber gütiger Gott, und sieh mich so nicht an, wie ich Minen vor der letzten Predigt in unserer Kirche! Wie könnte ich sonst vor dir bestehen! — Straf mich nicht nach meinen Sünden, vergilt mir nicht nach meinen Missethaten! — So du willst, Herr, Sünde zurechnen hier, in der ersten Instanz, vor dem Gewissen, und dort in der letzten, wer kann bestehen? Das! das! mein Sohn, ist mein täglich, mein stündlich Gebet zu Gott, das ich aus der Tiefe herauswinde, wie ein müder Wanderer einen Labetrunk aus einem frischen, kühlen Brunnen, der dem warmen Reisebecher Tropfen auspreßt. Wie gern ich sehe, wenn das Glas beschlägt, kann ich dir nicht sagen. Es ist mir so, mein lieber Sohn, als erquickte sich das Glas selbst.

Du hast mir, es ist nicht zu läugnen, einen stark gewürzten Brief geschrieben — Muskatnuß, Englischgewürz,

Pfeffer und Ingwer war darin. Zu sehr indessen zeigt der Brief noch, daß du mein Sohn bist und ich deine Mutter; zu sehr, daß du unter meinem Herzen und an meiner Brust gelegen. O warum, warum vergift du denn dieß nicht Alles? Griff ich dir zu tief in's Herz hinein? Sohn! zu guter Sohn! Jetzt, ich weiß selbst nicht, wie's zugeht, da ich dieß Alles aus der Fülle meines Herzens herausschreibe, fühle ich mich einigermaßen getröstet. O wie es mich entzückt hat, daß die Selige Mosen und die Propheten, Bibel und Gesangbuch zu ihrem Ein und Alles gemacht, und daß sie besonders in geistlichen und himmlischen Liedern ihre Wonne gefunden! O du mir sonst theures und werthes Lied:

Ich hab' mein' Sach' Gott heimgestellt,

wie weit theurer und werther bist du mir jetzt, du, Minens Reiselied auf ihrer Wanderschaft zur seligen Ewigkeit! Weißt du auch noch, mein Erst- und Letztgeborner! wie wir unterwegs, da wir die Folianten, die uns kreuzweise zur Verewigung des vetterlichen Kupferstichs dienten, zu Hause brachten, wie wir sangen:

Man trägt Eins nach dem Andern hin,  
Wohl aus den Augen und aus dem Sinn.

Behüte Gott, daß ich dich an diese preiswürdige Stelle darum erinnern sollte, damit auch die hingetragene Mine dir wohl aus den Augen und aus dem Sinn kommen möge! Nein, ewig sollst du an sie denken, aber denke an sie als Christ! Sieh! die Natur giebt dir die Vorschrift, deinen Schmerz nicht zu verewigen. Und was die Natur nicht kann, vermag die Gnade, die in dem Schwachen mächtig ist. Dieser Gnade befehle ich deinen Geist, Seel' und Leib. Alles müsse unsträflich behalten werden bis zum allgemeinen Concilio, wenn offenbar wird, wer Gott dient und wer ihm nicht dient.“ — —

Nach diesem theuerwerthen Briefe folgte noch ein Postscript, eine Promemoria, wo die gute Mutter sich nach ihrer Weise über dieß und jenes erging, theils um ihr beschwertes Herz anzuschütten, theils um mich zu ermahnen und vor Verzweiflung zu bewahren.

„Es giebt Lasten des Lebens“ — heißt es in dieser Nachschrift, — „die auch dem Christen zu schwer zu heben sind. Allein er vermag Alles durch den, der ihn mächtig macht. Er probirt und probirt so lange, bis er hebt und trägt. Es kommt viel darauf an, wie man's angreift und sich auflegt. Die Gelehrten lassen sich gemeinhin mit einem Buch in der Hand malen, so als ob sie darüber wegsehen. Nicht also, mein Sohn, wie diese »Verkehrten«. In's Buch, sag' ich, in's Buch das Auge. Glaubt ihr Herren »Gelehrte-Verkehrte«, daß dem Beschauer das Auge verloren geht, wenn's in der Sache lebt und sich in die Tiefe versenkt? O mein Sohn, laß dich nicht bloß so malen, sondern steh wirklich in's Buch des Lebens! Die Bibel ist davon hier auf Erden die erste Ausgabe; die zweite vermehrte wird dir in der andern Welt aufgethan!“

Daran knüpfte meine Mutter noch die Frage: „wie steht's, wie geht's dir auf der Akademie? Laß dich nicht durch Minens Tod von deinem Fleiß abwendig machen. Sie studirt dort, du hier, beide Theologiam! Vergiß nie, mein Sohn, daß du im Dienste der Wahrheit und in keines Menschen Dienst stehst; — die Wahrheit ist Gottes. Von den kopfhängenden Pietisten, dergleichen es in Königsberg an allen Ecken der Straßen geben soll, laß dich nicht verführen. Bist du — noch jung und frisch — doch seelenkrank in der Welt, laß dich vom rechten Arzt heilen und du wirst nicht der Kopfhängerei verfallen. Gedenke daran: du bist zu Superintendenten-Leiden und -Freuden geboren und erkoren, zur hohen Würde, zur

schweren Bürde! Oft will sich mir die Frage auch noch jetzt aufdrängen: hätte Mine wohl füglich Superintendentin werden können? — Ja, sie hätte! — Mine hätte können. Ich möchte das jetzt dreimal hersehen. Ja, sie hätte füglich können, obwohl es mir noch immer schwer wird zu denken, daß Hermann, der alte Kaltbrandige Herr, zum Schwiegervater eines Ehren-Superintendenten, welcher unter seinen Auherrn mütterlicher Seits zwei Präpositi und Einen Superintendenten zählt, sich geschickt hätte. Was thut's! — Mine hätte füglich Superintendentin werden können. — Ich aber — was soll ich thun! Zum Ja und Amen können wir es nicht immer bringen in dieser Welt. Bei keinem Menschen kommt es hier zum vollen Amen. Gott allein ist Amen. Alle Verheißungen sind Ja in ihm und Amen in ihm! Gott sei gelobt! Darum liebe ich auch dieß Wort, das Amen fein, Amen bis zum Herzandruck, bis zum Küssen — o, Gott der Herr ist überschwenglich; er thut mehr als wir wissen oder verstehen.“

Zum Schluß ermahnte mich meine Mutter, schon um Minens willen, ein „Schwarzröckler“ zu werden. Ja, sie freute sich dessen, daß ich mich so — wegen der Trauer — frühzeitig an diese Farbe gewöhnen werde, da ich nun einmal, wie sie fest glaubte, „schon im Mutterleibe Superintendent gewesen“. Außerdem kleide Schwarz einen jeden Menschen. Sie selbst erklärte, an Minens Sterbetage fasten zu wollen, bis es sie überhaupt nicht mehr hungern noch dursten werde. Sie versicherte mich in rührender Weise, daß ihre Lust zum Leben versiegt sei. Endlich berichtete sie mir, daß daheim die Geschichte Minens — schon wegen des Herrn von Eckhomen — sehr geheim gehalten werde. Alles schleiche incognito. Nur der gute alte Herr von Geldern sei jüngst, bloß dieser traurigen Geschichte wegen, nach Ilsen gekommen.

„So was muß man sehen“ — schloß meine Mutter — „wie die ganze Sache dem nahe ging. Die Frau von Geldern soll gesagt haben: Da steht man, was nicht adelich ist und keine Convention kennt! — Wie wenig beneid' ich ihr diesen Adel! Bewahre du nur, mein Sohn, den Adel der Seele und gedenke daran, wozu du berufen bist. Wenn du einst, nachdem du auf Erden ein Diener am Wort gewesen, in jener Welt es erleben wirst, daß dieser und jener kommt und dir dankt, weil du das glimmende Docht angefacht oder eine gute That geweckt hast — o, — da wirst du manche Frucht emporgeschossen finden, die du aus einem Wortkern gezogen. Das wird eine Wonne, eine rechte Herzensfreude und Weide sein! — Du weißt, mein Lieber, wie ich zuweilen mich von Grund aus recht von Herzen freuen kann — in dem biblischen Sinne: freuet euch in dem Herrn allewege! Dein Vater pflegte zu sagen: bei der rechten Freude sind alle Fenster beim Menschen offen; und da hat er ganz recht. Man fühlt solche Freude durch alle Organe. — Wo ist aber jetzt diese Freuden Sonne blieben? — Sie ist hin — ihre Stätte ist nicht mehr. Eben war es bei mir so schön Mai-grün an der Erde und Maiweiß auf den Bäumen, und siehe da, die Botschaft: Mine ist todt — zertrat jedes Gras, das sein Haupt heben wollte, und zog den Bäumen das weiße Hemd aus, so daß Alles wüste und leer steht. Ach Alles, Alles war mir so bettelarm entkleidet, daß es auch den Kaltherrigsten jammerte. Deinem Vater — das sehe ich — gehe ich so nah, daß ich ihn drob um so mehr liebe, — als habe er immer hebräisch gekonnt wie Wasser! — Deines Vaters Brief, der ihm durchweg so viel Schweiß gekostet als mir der Anfang, lege ich diesem Sendschreiben bei und beharre als Deine treue Mutter und Fürbitterin bei Gott.“ —

\* \* \*

Der Brief meines Vaters trug einen ganz und gar anderen Charakter. Man fühlte ihm das innere Ringen ab. Aber man mußte es zwischen den Zeilen lesen und aus dem herausfühlen, was er verschwiegen. Seine kurze Epistel lautete:

„Fasse dich — lieber Sohn! Bedenke das Ende, so wirst du auch in deinem Schmerz nicht übel thun. Gedenke daran allezeit: Gott ist die Liebe. Liebe ist der Funke, den Gott anschlug, da er die Welt schuf. Wo Feuer ist, ist Licht — wo Licht Wahrheit. Suche deinen Trost in der Liebe. Du sollst Gott lieben, den du nicht gesehen hast und nicht siehst. Siehe — ein Hülfsmittel, dich zu dieser Gottesliebe hinauf zu schwingen, da du Minen liebst, die du gesehen hast und nun nicht siehst. — Ist die Liebe nicht stärker als der Tod? — — Warum warst du denn gegen mich so — so kabinettsverschwiegen? Waren wir denn nicht Vater und Sohn? — oder waren wir nicht vielmehr du und du und gute Freunde mit einander? — ich finde bei diesen Fragestücken meinen Trost; — allein du wirst ihn hier schwerlich finden.“

„Friede mit Minens Seele! Friede mit der deinigen! Friede mit deiner Mutter, die unaussprechlich leidet!“ —

„Fällt dir ein, daß ich es Euch — damals im Wäldchen — wohlfeileren Kaufs hätte lassen können, so wisse, daß dieser Umstand mich oft ergriffen, daß er mich noch ergreift und mehr als Christen geziemt. Gott helfe unserer Schwachheit!“ —

„Dieser Brief wird mir saurer, als je ein Brief mir worden. Trost zu sprechen, sagt man, ist schwer. Wer kann ihn schreiben? — Denke viel, mein Sohn — das heißt, sei mit Minen zusammen. Du hast nur Minens Form verloren. Sie lebt, und wir werden auch leben. — Besorgt sein und — sorgen, ist zweierlei.“ —

„So viel von meiner Predigt über den Text: wir haben hier keine bleibende Statt. Du kennst meine Weise zu concipiren. Hie und da ein Wecker. Nimm es, wie es geht und steht, sagt deine Mutter. Bis in den Tod

Dein treuer Vater.“

Es hatten mich diese Briefe, diese wehmüthigen Heimathklänge so tief ergriffen, daß es mir eine recht unliebsame Störung war, als es klopfte und auf mein „Herein“ — ein mir fremder Mensch eintrat. Bald aber erkannte ich ihn als einen Boten aus Linden — mit einem Brief vom guten Pastor Friedeborn. In demselben bat er mich, möglichst rasch dorthin zu kommen. Es seien große Dinge daselbst geschehen.

Ich machte mich rasch fertig und war froh abfahren zu können, ehe noch Junker Gotthard heimgekehrt war.



## Viertes Kapitel.

### Heimführung.

Ich verließ, wie es meinen Lesern nicht unbekannt sein kann, Gretchen eben zu jener Zeit, da sich der Justizrath Nathanael zwei Stunden zuvor in dem Pastorat Linden anmelden ließ. Meine Leser wissen, daß ich bei meiner Abreise Gretchen bat, ihn zu grüßen. Nichts war mehr zu vermuthen, als daß sich der Justizrath seiner Anmeldung gemäß einfinden würde. — Auf die Verlobung folgt die Hochzeit, wenn kein Einspruch geschieht, wenn nicht wo der Wagen bricht, oder andere Hindernisse sich in den Weg legen. Nathanael kam wohlbehalten in das Wirthshaus in Linden, aus welchem er zuvor Kundschafter sandte, ob ich auch wirklich schon abgereist wäre? Und da er „Ja“ zurückempfang, kam er mit einer ganz frisch aufgeduderten Perrücke und so stattlich ausgeziert, daß der Prediger sehr um Verzeihung bat, daß er ihn, den Hausherrn, so alltäglich fände. Nathanael hatte unterdessen als Gerichtsbeamter seinen Abschied erhalten. Jetzt, da er seine Aufwartung in Linden machte, war, gleich nach der Begrüßung, sein erstes und letztes Wort: Mine! Und dieß schien die einzige Ursache, warum

Gretchen auf alle seine Fragen gern antwortete. Er ließ sich das Grab zeigen. Da ihm Gretchen die Stelle in Minens Testament, auf die Erinnerung des Predigers (von selbst that sie es nicht) zeigte, jene Stelle, in der es hieß: „Sag' ihm, wenn du ihn in dieser Welt sprichst, daß ich ihm von Herzen vergeben habe“ — ward er so heftig bewegt, daß er die Hände brach und sich an die Stirn schlug, ohne seine aufgepuderte Perrücke und die stattliche Verzierung zu bedenken, womit er ausgerüstet war. Mein Gruß, den ihm Gretchen warm bestellte, kostete ihm neue Thränen; allein er tröstete ihn auch. Die Predigerin selbst lief nicht mehr vor ihm wie früher. Seine Thränen hatten sie aus dem andern Zimmer herbeigeloct. Nathanael konnte und wollte nicht aus Linden fort. Jetzt bedauerte er, daß er erst zwei Stunden vor meiner Abreise sich hatte melden lassen und vier nach derselben gekommen war. Dieß Alles machte den Nathanael den Frauenzimmern erträglich, ohne daß hiebei auf seine mühsame Dekoration gesehen ward, die der Schmerz, wie er zu thun pflegt, ziemlich in Unordnung gebracht hatte. Man bat den Nathanael sogar, noch länger zu weilen, um von Minen und mir erzählen zu können. Nathanael blieb in Mitbetracht des Mondscheins. — Seine Bitte bezog sich auf die Erlaubniß, Minens Andenken in Linden öfters feiern zu dürfen, eine Bitte, die ihm selbst von der Predigerin bewilligt ward. „Ohne Thränen aber nicht“ — fügte die gute Hanna hinzu. „Zu befehlen“ — beschloß Nathanael und fuhr seine Straße weinerlich. Der Prediger, Hanna und Gretchen begleiteten ihn bis — an den Mond, hätt' ich bald geschrieben — bis in's freie. Alle sahen auf Minens Grab, und es kam Jedem so vor, als wenn der Mond hier ganz besonders sich hingewandt und es beblühet. — Nathanael, der, ohne daß Gretchen es tiefer empfunden,

so oft es die Thränen zugaben, sein Auge nicht von ihr gelassen, war so erbaut von allen diesen Vorgängen, daß er — geradezu weg war. Unterwegs spürte er einem Plan nach, in den Gretchen mitgehörte. —

Nathanael wiederholte seinen Besuch, ohne sich weiter vorher melden zu lassen. Gretchen blieb, wie sie stand und ging. Ihre Nachlässigkeit machte Nathanael noch verliebter. Mine und ich blieben die Hauptmaterien ihrer Unterredungen. Indessen wußte er je länger je mehr es so einzurichten, daß er Gretchen einen begehrenden Blick zuwandte, den Gretchen nie auffaßte. Sein Funke zündete nicht.

Dem Vater entdeckte er, daß er sein nicht unbedeutendes Vermögen in einem kleinen Güttchen ohnweit Linden angelegt habe. Darauf hin wagte er es, dem Prediger sein Herzensanliegen näher zu legen. Nathanael war diesmal noch gepugter wie je, obgleich ihm schon zuvor nichts abging. Der Prediger erwiderte, diesen Antrag in Erwägung nehmen zu wollen, und Nathanael trat ab, wie alle Parteien, wenn die Richter in ihren Sachen erkennen wollen.

Der Prediger trug Frau und Tochter mit einer kleinen Anrede die Sache vor und kleidete Alles in eine wohlgemeinte Rede über die Worte ein: Willst du mit diesem Manne ziehen? Da ging Gretchen über manchen unverständlich gebliebenen Blick ein Licht auf. Hanna hatte tausend Bedenkllichkeiten, die aber alle tausend in den Umstand zusammenkamen, daß ich doch eigentlich — sie vollendete den Satz nicht, und — Gretchen ward roth. — „Nun“ — sagte der Prediger — „wenn das ist, desto besser; ich bin ihm wegen meiner Sünde wider den heiligen Geist tausend Verbindlichkeiten schuldig.“ Er hatte schon längst den Erfolg seines Auftrags durch einen Brief von mir in Händen. — „Wenn er mit dir so umgeht, liebe Tochter,

wie mit dieser Abhandlung, hast du gewonnen Spiel. Fein Papier — der schönste Druck!“ —

Der Beschluß war, dem Justizrath Nein zu schreiben, weil Gretchen mit mir so gut wie eins wäre. — Nathanael hatte gebeten, ihm sein Urtheil schriftlich zuzusenden, welches er als publicirt ansehen würde, und war voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, heimgereiset.

Den andern Morgen fiel dem Prediger die sehr nahe-  
liegende Frage ein: ob ich denn wirklich mit Gretchen eins wäre? Und da man Alles zusammenhielt, fand man mich in weitem Felde, ja im allerweitesten. — „Es giebt nicht alle Tage Nathanaels“ — sagte der Prediger, der diesen ganzen Vorfall seinem Bruder zu referiren und die Sache seinem Schiedspruch zu überlassen antrug. Hanna trat bei und bat nur, das Testament Minchen's in dieser Relation abschriftlich beizufügen, als ein Dokument, woraus ganz deutlich hervorginge, daß ich Gretchen heirathen müsse.

Der Haupteinwand, den Gretchen aber für sich behielt, war, daß, obgleich sie mit zwei Accenten verlangt hatte, daß ich wenigstens noch einmal nach Linden kommen sollte, ich doch in so langer Zeit nicht gekommen sei. —

Ein Brief von mir an Gretchen, der über meine zukünftigen Reisepläne Andeutungen enthielt, gab Allem eine andere Wendung. Der Prediger sah diesen Brief als eine göttliche Sendung an. Und Gretchen? — Sie glaubte bedenken zu müssen, daß ihre Eltern arm waren und ihre Mutter noch obenein lindenkrank; allein dieß war nicht das Entscheidende. Es ist nicht die einzige und sicherste Art, Mädchen durch Schmeicheleien zu fahen. Man sollte kaum glauben, was in einem unbefangenen Weibsbilde Raum hat. Ich getraue mir zu behaupten, daß man ein Mädchen selbst durch die schmerzlichsten Erfahrungen eben so weit bringen

kann, als durch Liebfosungen. Unglück, das man duldet, leitet uns oft zu der vertrautesten Menschenliebe. Daher sind Freud und Leid, Sarg und Hochzeitbette so nahe verwandt! Nichts ist natürlicher, als daß Gretchen endlich Ja sagte. Sie hätte es gesagt, wenn gleich Nathanael nicht so herzlich geweint, als er gethan. Gut ist gut, mochte sie denken, allein besser ist besser. Einer, der Buße thut, ist besser als neunzig, die der Buße nicht bedürfen. —

Ehe es sich noch schickte, die Bedenkzeit zu schließen, welche dem Nathanael gesetzt ward, erschienen Se. Hochgeboren der hohe Eingepfarrte, mit einer Anwerbung — auch für Nathanael. Das Nathanael'sche Gütchen stieß an eines des Grafen von Hochheim. Wer viel im Himmel haben will, muß sorgen, daß die Welt fruchtbar sei und sich mehre. Man gab, um Alles fein und schön zu machen, dem Grafen die Einwilligung mit, und siehe da! — aus Nathanael und Gretchen ward ein Paar!

Eins hätte Gretchen sich gern ausbedungen, wenn es sich geschickt hätte. Sie wünschte, daß Nathanael, der sonst eben nicht unleidlich war, seine Haare wachsen oder sie wenigstens mit seiner Perrücke so verheirathen möchte, daß man nicht wüßte, ob's Natur oder Kunst, eigen Haar oder Perrücke wäre. Die Natur trägt ihr \*eigen Haar. Solche Wünsche erfüllen sich in der Ehe von selbst. Das Weinen ließ dem Nathanael, wie Hanna versicherte, nicht übel. Die erweinte Röthe, welche sich von einer andern ungefähr wie das Taufwassergrün von anderem unterscheidet, gefiel Gretchen selbst. Ueber das Weinen ließ sich Hanna aus: „Es kleidet wenigen Leuten; Lachen steht fast allen gut; darum lassen sich die Menschen fast alle im Lächeln malen.“ —

Wer war glücklicher, als Nathanael? Daß du es noch immer seist, gutes Paar! Ich wünsch' es von Herzen.

Gretchen bestand darauf, daß die Verlobung auf Minens Grabe geschehe. Der Prediger schenkte seinem Schwiegerohne zwei Autorexemplare von der Abhandlung, die auf extrafein Papier gedruckt waren, und fragte ihn, was für Bände in seiner Bibliothek hervorstächen? „Lieblingswerke broschirt — ohne Glas und Rahmen, am wenigsten goldnen!“ Indessen schien der Prediger zu wünschen, daß er mit diesem Werklein eine Ausnahme von der Regel machen und ihm eine schwarzcorduanen Uniform anziehen möge. — Nathanael hätte das Werk auswendig gelernt, so lieb hatte er Gretchen. Ein schwarzcorduanes Kleid war das Wenigste, was er daran wenden konnte.

Nachdem Alles von Seiten der Verlobten Ja und von Seiten des Predigers und seiner Hanna Amen war, und man sich, wie im Brautstande gewöhnlich, das Herz ausschüttete, erschien es ihnen passend, mich in vorsichtiger Weise von der ganzen Sache zu unterrichten. Das geschah in dem Brief, den ich in Königsberg erhielt. Durch denselben ward ich eingeladen, nach Einden hinüberzukommen. Mir war es eitel Herzensfreude, ja schier Herzenserleichterung, daß Gretchen von Nathanael heimgeführt werden sollte. Es ward mir dadurch doppelt klar, daß ich sie nicht geliebt.

Gretchen's Hochzeit ward meinethalb zeitiger veranstaltet, als es wohl sonst nach der Sitte im Lande hätte geschehen können. Ich kam ein paar Tage vor dem Hochzeitstage. Gretchen, sobald sie mich sah, küßte mich so harmlos, und ich sie wieder, daß Nathanael auffuhr. Dem guten Manne ward hierbei fast eben so übel als bei seiner Criminaluntersuchung zu Muthe; und, was das Uergste war, so durfte er sich dieß nicht einmal merken lassen. Jeder, das sah er ein, würde ihn wegen seiner Eifersucht ausgelacht haben. Er liebte Gretchen unendlich. Anfänglich affectirte er dabei so

eine Heiterkeit, daß man gar nicht wußte, wie ihm geworden. Bald darauf ward er unruhig. Er schien nicht aus noch ein zu wissen. Wenn ich mit ihm allein war, fragte er mich ohne Ende und Ziel: „wann ich denn gedächte, Preußen zu verlassen?“ — Und, ohne mich zu nöthigen, auch nur einen Tag länger zu bleiben, war wieder ein Wann da. Sobald mir über diese Eifersucht, die sich jetzt mit einer ungewöhnlichen Höflichkeit gegen Gretchen verband, nur das erste Licht aufging, dachte ich auf Mittel, den armen Nathanael zu heilen. Ich fing an, gegen Gretchen mich zu einer gesuchten Kälte zu zwingen. Für den Justizrath ward auf diese Art Alles zum Besten gekehrt, so daß er von Stund an anders zu werden anfing. Ganz kam er nicht in's Geleise, obgleich er nicht mehr „wann“ fragte.

Der Graf konnte nicht auf die Hochzeit kommen. Etwas Sterbendes hielt ihn ab. Ueberhaupt hatte er, wie er schrieb, einen „rechten Segen Sterbender bei sich“.

Gretchen hatte von jeher auf ein stilles, kleines Hochzeitsmahl bestanden. Ihre Mutter war zu diesen Wünschen eine Mitursache. „Wir sind in Trauer“ — sagte sie zum Justizrath und sah mich an. Einige der Eingepfarrten indessen mußten geladen werden, und hiezu ward der 14. August angeordnet. Den 13. des Morgens gingen wir Alle zusammen in's nahe Wäldchen und kamen so heiter zurück, daß wir, Gretchen, Nathanael und ich, auf den Gedanken fielen, lieber schon heute stehenden Fußes den geschürzten Knoten zuzuziehen. Der Prediger hatte Bedenklichkeiten; unfehlbar war er mit der Hochzeitsrede noch nicht fertig. Er gab indessen nach, da er unsere vereinigten Wünsche merkte. Gretchen und ich gingen zur Mutter; was konnte die uns beiden abschlagen?

Während der Zeit, daß der Prediger an seine Traureden dachte, ward nach dem Organisten und ein paar Dorfältesten

gesandt. Gretchen fragte den Nathanael: ob sie ihren Brautschmuck anlegen sollte? — „Den können Sie nie ablegen“ — erwiderte der galante Bräutigam. Wir baten Alle, Gretchen möchte bleiben, wie sie wäre, und diese Bitte machte uns wenig Mühe, weil sie selbst dazu geneigt war. Sie blieb, und die Natur selbst hätte sie nicht besser putzen können, als sie's war. Wahrlich, Gretchen war eine schöne Feldblume! Wie schön sie da stand! — Nathanael konnte es ohne Puder nicht lassen: er war wie aus einem Puzkästchen gezogen. — Gretchen bat mich um Blumen, die ich ihr nicht ohne Herzensbewegung brachte; ich hätte ihr gewiß keine gepflückt, wenn sie's nicht selbst verlangt hätte. Sie nahm diese Blumen mit einem Blick entgegen, der mir durch die Seele ging, und steckte sie sich an den Busen. Nathanael war zu andächtig, um darüber eifersüchtig zu werden.

Der Organist und die Dorfbegleiter waren gekommen. Man ging gemeinsam in's Wäldchen, wo die Trauung still und feierlich vollzogen werden sollte. Nathanael ging mit seiner Braut, ich mit der Predigerin, der Prediger mit seinen zwei Söhnen, ein paar Primanern, die zu dieser Gelegenheit aus dem Stadtgymnasium gekommen waren; die beiden Dorfältesten machten das letzte Paar. Der Organist war voraus gelaufen, um uns mit einigen seiner Schüler zu bewillkommen. Bei unserer Annäherung begann der Chor zu singen:

Was Gott thut, das ist wohlgethan.  
Es bleibt gerecht sein Wille.

Eben so begann Minens Begräbniß — und diese Erinnerung, wie bewegte sie mich!

Der Prediger hatte sich, das merkte man, vorgesetzt, über Minchen's Leichentext: siehe ich komme bald; halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme,

auch seine Hochzeitsrede zu halten. Was ihm an gerundeten Perioden abging, ersetzte er durch's Herz. Darauf folgte der Trauungsact. Das Formular, alt und wohlgemeint, war mir darum so rührend, weil ich mich all' Augenblicke befragte: wenn du da so mit Minen stündest? — —

Der Prediger erzählte mir nach der Trauung, daß bei Hauscopulationen, die in Preußen sehr häufig wären, gemeinhin dieß Formular verbeten würde und zwar wegen des Fluchs und Segens des heiligen Ehestandes, der in diesem Formular so ehrlich als nur immer möglich vorgetragen wird. Ist's Wunder, daß Gott denen den Ehesegen entzieht, deren zu feine Ohren die Ehestandsbeschwerden nicht einmal in der Kirchenagende ertragen können? Leute, denen Gottes Wort, denen die Bibel zu herb ist, was für einen schwachen Kopf und Herz müssen die haben! — Wie beim Begräbniß wurde nach der Copulation gesungen: „Un danket alle Gott!“

Die Braut hatte, wie es sonst wohl etwas Ungewöhnliches ist, keine einzige Thräne geweint. Es war ausgemacht worden, nach der Trauungsfeierlichkeit eine gemeinsame Wallfahrt zu Minens Grab zu machen. Es ging Alles wieder paarweise, so wie es gekommen war. An Minens Grabe streute Gretchen die von mir erhaltenen Blumen hin. — Sie warf sich nieder (schwerlich hätte sie dieß thun können, wenn sie in vollem hochzeitlichem Schmuck gewesen wäre) und weinte, als ob sie bis hieher ihre Thränen aufgespart hätte. Der schwerfällige Justizrath setzte sich — ich kniete. Der Prediger und seine Frau hatten sich umfaßt. Die beiden Dorfältesten standen von ferne. Mir war nur Minken in Herz und Sinn.

Jetzt kam der ganze Haufen von Schülern und Dorfwohnern und blieb stehen. Allen und Jedem sah man auf

den Gesichtern: „Du bist Erde und sollst zur Erde werden.“ Genau genommen, lieben Freunde, ist's all eins: taufen, sterben, heirathen. Mensch, du bist Erde und sollst zur Erde werden!

Nach dieser Scene kamen wir in die Widdem. Das neue Paar fiel sich in die Arme. Man sah, wie es sich liebte. Von Stund an ließ Gretchen nicht mehr ihren Nathanael. Sie dachte an mich nicht weiter. Er war ganz der Ihrige. Ja, er fragte jetzt so wenig „wann?“ — daß er mich zu bitten anfang, doch ja zur Heimführung zu bleiben. Da Gretchen fortfuhr, sich ihm ganz zu weihen, gab er in seiner Bitte immer mehr zu. — Zuletzt bat er mich in ganzem Ernst, gar nicht aus Preußen zu gehen. — „Haben Sie nicht hier Minens Grab?“ — setzte er hinzu und konnte keinen stärkeren Bewegungsgrund anführen. — Doch warum vorgreifen?

Wir setzten uns zu einem Mahl, so natürlich eingerichtet, wie Gretchen gekleidet war. — Wir Alle, könnte ich fast sagen, waren so gekleidet, bis auf den Justizrath, der wie ein sauber geschriebenes Urtheil in beweisender Form aussah. Die Stimmung war eine gemüthlich stillfröhliche. Gretchen war so ganz und gar des Nathanael, daß sie auch nicht einmal einen Blick für mich übrig zu haben schien. Neigung ist so pünktlich nicht; Pflicht aber ist das Pünktlichste was ich weiß. Sie überwindet mitunter sogar leichter als die Liebe den Tod.

Unser Pfarrhaus war während dieser Zeit das glücklichste Haus in der Welt. Selbst Gretchen's Mutter war so heiter, als wäre sie gar nicht lindenkrank, als wäre der Lindenbaum, der so alt wie sie war und bei ihrem letzten Wochenbett ausging, wieder zu Kräften gekommen. Auch gebracht es dem feste nicht an Wein. Der gute Graf von

Siechenau konnte selbst nicht kommen. Er hatte, wie er schrieb, einen rechten Segen Sterbender bei sich. Daher schickte er statt seiner ein gutes Fäßchen Rheinwein, welches wir mit Freuden begrüßten. — Wir saßen länger als gewöhnlich bei Tisch.

„Heute“ — sagte der Prediger — „fröhlich mit den Fröhlichen!“ — Gretchen, die zwischen mir und Nathanael saß, drückte mir schweesterlich die Hand und sagte: „wir waren traurig mit den Traurigen; ja wir sind es noch!“ — Sie dachte so rührend an Minen, ohne sie zu nennen, daß Alles an sie dachte. Der Prediger belebte diesen Gedanken durch ein paar herzliche Worte: „Wer seiner Todten nicht denkt, wenn er vergnügt ist, bedenkt nicht, daß auch sie leben und daß auch er sterben wird.“ — „Sie hat ihren Myrrentag nicht erlebt“ — flüsterte Gretchen und ließ eine Thräne fallen. Nathanael küßte sie herzlich.

Der Organist, damit ich sein nicht vergesse, hatte, da sich das Brautpaar küßte, den gesunden Gedanken: „Lassen Sie uns Alle mit den Gläsern nachküssen!“ — Wir stießen an und zur Ehre dieses Einfalls zwei Mal.

Der Prediger schlug noch einen Spaziergang in das nämliche Wäldchen vor, das uns zu diesem Tage versammelt und geeint hatte; und beschloffen wir also, wie angefangen war. Wahrlich, ein schöner Tag! Es war kein Springen, es war eine stille Freude, eine Milchfreude. O Gott, was liegt in der Unschuld, in der lauterer Milch der Unschuld! Unter tausend anderen Dingen liegt auch wahre Vernunft darin. Es heißt: „vernünftige, lautere Milch,“ und nichts scheint mir passender als diese Beiworte zur Unschuld.

Am Abend ging Alles in sein Kämmerlein, nur ich nicht. Ich schlich mich an Minens Grab. Eine himmlische Hochzeit! — — —

Spät kam ich in mein Kämmerlein. Todmüde sank ich in's Bett. Mein Schlaf war wunderbar tief — eine Entzückung in den dritten Himmel! Aber das Erwachen war schwer — bitterschwer. Und obwohl sie mich Alle auf's freundlichste aufforderten, der „Heimführung“ Gretchen's in das Haus ihres Gatten beizuwohnen, machte ich mich doch nach herzlichem Abschied auf, um in die kalte, graue Welt zurückzukehren.



## Fünftes Kapitel. Heim suchungen.

---

In Königsberg angelangt, wollte ich den Mahnungen meiner Mutter gemäß mit aller Macht dem Studium mich hingeben. Statt der Theologie, in die ich mich durchaus nicht hineinarbeiten konnte, versuchte ich es mit ihrer Schwester, der Philosophie. Aber auch hier — war Mine der philosophische Text, über den ich studirte. Wir sind alle faul von Natur und brauchen Leidenschaftsvorspann, um weiter zu kommen. Auch in solchen Stimmungen, wie ich sie damals durchmachte, gilt der Satz, daß der Mensch durchaus zum Positiven drängt. Er braucht einen innerlichen Sporn zur Thätigkeit. Er will aus sich heraus. Hätte ich mich einsam in mich verschlossen, der Welt das Rauhe zugekehrt, — was wäre Kluges dabei herausgekommen?

Und doch suchte ich gern die Einsamkeit. Der Friedhof war mein Lieblingsspaziergang. Und wenn ich nach Hause kam, fiel mir der Junker Gotthard recht schwer. Er war ja im Grunde ein ehrliches Gemüth. Er hatte auch Mitgefühl mit meinem Elend. Aber — wie soll ich sagen — er war mir zu lustig. Das Klügste im Grunde, was ein un-

wichtiger Mensch anfangen kann! Das sehen wir allezeit an unseren Alltagseinfältigen. Die einzige Rolle, die der Mittelmäßigkeit angemessen ist, ist: allezeit fröhlich und guter Dinge zu sein. Alle mittelmäßigen Leute sind es von Herzensgrunde.

So etwas ist schrecklich, wenn einem das Weinen näher liegt, als das Lachen. Zwar schreibt mir meine gute Mutter: „So lange dir Gott die zwei Brünnelein deiner Augen giebt, in denen Wasser des Lebens, des Trostes rinnen, und so lange der Mensch manche schwere Stunde verweinen kann, was will er mehr? Weine für Freuden, daß wir weinen können, und erhole dich, wie die versengte Pflanze nach dem Abendthau. Verstopfe nicht die Quelle, aus der Leben fließt, durch bittere Härte. Murre nicht wider Gott.“

Alles gut, liebe Mutter. Aber nicht Alle können das. Sagst du doch selbst: „in dieser argen Welt geht Alles aus Einer Dur-Conart.“ — So erfährt auch der Mann harte Stunden der Heimsuchung, in denen er nicht weinen oder mit Thränen sich erfrischen kann, — ja vielleicht nicht darf und soll? —

Meine Mutter rechnete solche Zeiten der Heimsuchung zu den Weckstunden. „Es sind Haltrüfer“ — sagte sie — „die uns zuraunen: steh doch, Seele, stille!“ — „Gott sucht den Menschen heim“ — schreibt sie mir — „wenn er ihm mit unerwartetem Unglück in die Quere kommt. — Was liegt nicht Alles in dem Worte heim suchen! Gott sucht den Menschen heimzuziehen, von der Welt ab und in sich selbst, in seinen eigenen Busen, um durch eben diese Selbsterkenntniß ihn dahin zu bringen, wo wir ewig sein werden. Kreuz und Leiden, mein Kind, sind der Zaum und Gebiß, so der liebe Gott uns, seinen Rossen, in's Maul legt, wenn wir nicht zu ihm wollen. Und wer ist ohne Kreuz und Leiden?“ —

Gewiß, liebe Mutter! Aber wer bricht nicht auch zusammen unter dem Kreuz? Ich war nahe daran. Das Studiren und Denken half nicht dagegen. Am wenigsten das Denken — über religiöse Dinge. Sage ich's gerade heraus: mir war's zum Davonlaufen aus der Welt. Soldat — hätt' ich werden mögen. In's Schlachtgewühl, in den Kugelregen mich stürzen — das wäre mir eine Wonne gewesen. Eine starke Aufregung wäre mir eine Erfrischung gewesen wie ein Stück Erdgeruch, den meine Mutter so liebte, daß sie einmal in schwüler Stimmung mit einem Seufzer es aussprach: „wenn ich doch an dem Erdenkloß, aus dem Adam ward, hätte riechen können!“

In solchen Stimmungen sind unerwartete Störungen — Heimsuchungen sehr anderer Art als die von meiner Mutter gepriesenen — oft ein Glück. Ich wurde in meinem Sinnen und Sagen überrascht, überrumpelt von einem Manne, der in unser Zimmer stürzte und nach Herrn von Geldern fragte.

„Er ist, wie Sie sehen, nicht zu Hause“ — erwiderte ich.

„Ich muß ihn aber sprechen“ — sagte der Mann sehr aufgeregt. Es war der uns gegenüberwohnende Kaufmann, der Vater der blonden Amalie, zu welcher Junker Gotthard wegen des Lautenconcerts hinübermufte.

„Wir können die Sache nicht mehr so weiter ansehen“ — meinte der bekümmerte Vater. „Meine Frau, um mit der Thür in's Haus zu fallen, wünscht den Herrn von Geldern zum Schwiegerjohn. Er hat ihr sein Ja nicht etwa bloß zu verstehen gegeben, nein, so deutlich gemacht, daß es jedem Menschen sichtbar ist, nur — nur hörbar noch nicht. Die Aussprache des Wortes fehlt. Angeschrieben steht's sonst in seinen Augen, Mund, Händen und Füßen“ —

„Sie sagen mir da etwas“ — unterbrach ich seinen Rede-  
strom.

„Ja wohl — was Sie selbst wissen“ — bemerkte der  
Vater. Auf meine verneinende Antwort fuhr er fort zu  
klagen: „Mein Gott! hätten Sie es denn nicht gelesen?  
Es stand doch so leserlich, so fraktur-groß.“

„Von wem geschrieben?“ — fragte ich und muß dabei  
wohl sehr dumm ausgesehen haben. Denn der unruhige  
Vater antwortete: „Ich sehe wohl, — ja ich weiß es, daß  
Sie in dergleichen Schrift nicht gelehrt sind, — das hab' ich  
von jeher Jhretwegen behauptet. Aber — einerlei! Ich  
kann in Sachen meiner Tochter — nicht länger ansehen,  
wie —“

„Aber Herr von Geldern ist doch“ — unterbrach ich den  
Vater — „Studirens halber in Königsberg und gewiß nicht,  
um eine Lebensgehülfin zu suchen.“ —

„Aber — wenn er nun ungesucht etwas findet?“ — er-  
wiederte der Vater.

„Ein kurischer Edelmann“ — begann ich.

„Ah — ha! Da liegt der Hund begraben — wohl  
recht, — der Hund! Edelmann? — Er Edelmann, ich  
Kaufmann. — Mann ist Mann. Herr von Geldern wäre  
nicht der Erste und wird der Letzte nicht sein, der es so  
macht — ich finde nichts dagegen in den zehn Geboten.“ —

„Gott und Natur haben nichts dagegen“ — philosophirte  
ich — „allein der Lauf der Welt — und besonders die  
gangbaren Vorurtheile in Kurland“ —

„Kurland ist doch aber ein freier Staat, Herr!“

„Das heißt“ — erwiederte ich, indem mir das Gespräch  
immer peinlicher ward — „der kurische Edelmann geht in  
Stiefeln zur Kur, wenn es ihm so einfällt, und fürchtet sich  
nicht vor Gott, noch vor Menschen — aber ein Cavalier

heirathet ein Fräulein und umgekehrt — da werden Sie schwer was dran ändern.“ —

„Gewiß — gewiß, Herr! Ich hab's auch meiner Frau immer gesagt, der Herr von Geldern könnte unser Kundmann nicht sein. Aber da wollen die Weiber immer hoch hinaus. Der Henker mag wissen, was daraus wird. Ich fürchte — der Herr Jäger hat ihr das Herz getroffen und läßt sie dann liegen. So bleibt manches Mädels ein Ladenaüter, wenn sie nachher nicht klein beigiebt und den ersten Besten nimmt. Ich will Entscheidung — Entscheidung will ich, und damit basta!“ —

Er gestand mir sodann des Weiteren, daß er einen Kollegen, einen reichen Krämer, im Auge habe, der das Mädels wolle. Sie aber sage nein, weil sie sich den „Jäger“ in den Kopf gesetzt. Ich versprach ihm, mit Herrn von Geldern zu sprechen und er verließ mit großem Dank und vielen Bücklingen das Zimmer. —

Erst gegen Abend kam Junker Gotthard von der Jagd — nicht auf die Blondine, sondern auf gewöhnliches Wild. Er pflegte dann gleich in's Bett zu fallen und wie ein Todter zu schlafen. Dießmal mußte er sich noch ein Viertelstündchen vom Schlaf losbitten, um meine Ermahnung wegen der Blondin anzuhören.

„Hätte ich mich nur lieber an die Brünette gehalten!“ — Die Leser erinnern sich wohl, daß unser kurischer Testator und abreisender Landsmann diese ihm eigentlich bestimmt hatte. — „So stolz sie war, Bruder — mit keiner Sylbe dachte sie an die heilige Ehe. Sie wollte nur singen, bloß singen; aus der Laute machte sie sich nichts. Aber — mit den lieben Blondinen“ — schloß Junker Gotthard seine auffallend lange Rede — „sie wollen gleich heirathen! — Mag sie mit ihrer blonden sanften Stimme lieber dem Krämer

Ja sagen. Ich würde mir aus dem halsstarrigsten Nein nichts machen.“ — „Mich dünkt“ — fügte er nach einer Pause hinzu — „sie hätte ihm Ja sagen sollen, wenigstens kein so halsstarriges Nein, welches keiner Blondine eignet und gebührt.“ —

Gleichwohl kostete es Junker Gotthard doch einige Mühe, die „Frakturbuchstaben“ für die Blondine auszustreichen. Wir hatten schon lange mit einander geplant, unseren Wanderstab weiter zu setzen und unsere „Studia“ in Göttingen fortzusetzen. Die Reise wäre auch der Blondine zu statten gekommen.

„Laß uns“ — sagte ich dem Junker Gotthard — „sobald als möglich von hinnen gehen. Amalie wird sich bedenken und dem Colleggen ihres Vaters, dem Krämer, nicht mehr halsstarrig, sondern blond begegnen, sobald du außer Schußweite bist.“ —

Junker Gotthard sträubte sich wegen der zu raschen Abreise. Ich nahm das als einen Beweis, daß sein Herz doch nicht frei sei, und sann schon auf Mittel und Wege ihn abzubringen, bis es, ehe ich mich versah, herauskam, daß die Jagd-feldmarken, die er gepachtet, den eigentlichen Grund des Widerstandes enthielten. Er hatte sie auf vier Jahre sich zuschlagen lassen; und — „wie wenig“ — sagte er — „habe ich sie benutzt. Alle Augenblicke Setzzeit!“ — „Eben dieser Setzzeit halber, Bruder“ — erwiderte ich lächelnd, aber dringend: „komm! wollen wir fort! — Ich bin reisefertig!“ —

Er gab nach. Unser Lebewohl war kurz und gut. Da wir wiederkommen gedachten, nahmen wir keinen großen Abschied. Bei dem alten, lieben, prächtigen Justizrath Friedeborn mußten wir die letzte Mahlzeit halten. Auch beim Professor Großvater verabschiedeten wir uns. Collegia hatte

Junfer Gotthard überhaupt keine gehört, aber alle richtig und ordentlich bezahlt. So erhielt auch er ein wohlwollendes Lächeln zum Abschied.

Mit der blonden Amalia ging es am schwersten. Sie sagte auf eine Art dem Junfer Gotthard Lebewohl, daß wenig Hoffnung für den ehrlichen Krämer blieb. Ich mischte mich in die Unterredung, um einer peinlichen Scene zu begegnen. Und — weg waren wir. —

Unterwegs auf der langen beschwerlichen Reise nach Berlin unterhielten wir uns viel über die Königsberger Zeit. Wir fanden Beide, daß unser alter, treuer Diener Gottlieb, der stramm auf dem Boß saß, Recht hatte, wenn er meiner Mutter schrieb, daß seine Sorge „zween Herren zu dienen, sich mit der Zeit gelegt habe“. Uns war nämlich schon in Königsberg das Concept eines „Briefbuches“ in die Hände gefallen, in welchem der gute redliche Mensch, der uns nur oft durch seine peinliche Ordnung selbst peinlich wurde, meiner Mutter auf ihren Wunsch über unser Leben nach seiner Weise Bericht erstattete. Da stand unter Anderem geschrieben: „Meine beiden Herren sind wie Mann und Frau und ich diene also nicht zween Herren. Sie sind so von einander unterschieden und wieder zusammen wie Mann und Weib. — Ew. Wohllehrwürden Sohn bekommt einen starken schwarzen Bart. Der liebe Gott lasse ihn dabei. Mit dem Herrn von Geldern hält es wegen des Bartes schwer, obgleich er den Bartphilosophen, wie die Herren Studenten den Barbier nennen, oft hat kommen lassen. Aber was half's? Nur hie und da zeigte sich ein weißes Härchen.“ — Weiter philosophirte unser Gottlieb gegen meine Mutter am Schluß jenes originellen Briefbuches: „Ja — liebe Frau Pastorin — große Städte, große Sünden! Das habe ich auch in Königsberg gesehen. Man kann hier vor Lärm kaum sein eigen

Wort hören. Die Pastortracht, die in Kurland Keiner anzulegen sich erdreisten darf, er sei noch so hochwohlgeboren, ist hier so was Gemeines, daß alle Küster und Glöckner, ja sogar gemeine Leichenkerls in Kragen und Mantel sich stecken und kein Ansehen der Person ist zwischen Pastor und Kirchenkerls. Gräuel ist es anzusehen! Anfänglich war mein Hut mehr in der Hand als auf'm Kopf, weil ich jeden Kragen und Mantel grüßte. Jetzt laß ich's bleiben und so bleibt auch ohne meine Schuld mancher Pastor ungegrüßt, welches Ew. Wohllehrwürden nicht übel auszulegen belieben wollen. Gott grüße die Herren Pastore, wenn sie es verdienen und Ew. Wohllehrwürden gleich sind in Lehre und Leben. — Hier ist's überhaupt anders als in Kurland. Habe wohl auch Manches in Kurland von Ketzern gehört. Allein wer den Teufel nicht selbst gesehn, weiß nicht, wie der böse Feind aussieht. Hier sollen viele, viele Ketzter sein. Aber — Gott sei's geklagt — sehen aus, wie andere Christenmenschen, vom Kopf bis zu Füßen. Hier ist überhaupt Jeder für sich und Gott für uns Alle. Man hat mir erzählt, daß auch unter den Doctoren und Schriftgelehrten viele wären, die nicht reiner Lehre sind. Aber wer fragt hier darnach! Zu Weihnacht hatten sie sogar vor den Judenthüren gesungen: „Uns ist geboren ein Kindelein!“ Daß Gott erbarm! Toleranz oder Duldung nennt man das hier. Gestern bemühten sich Dero Herr Sohn, mir das Wort zu erklären. Ich glaube, Toleranz ist, wenn man fünf gerade sein läßt, welches doch nicht ist, obgleich wir an jeder Hand fünf Finger haben. Und, glauben Sie, liebe Frau Pastorin, wo Duldung ist, da ist auch Fortpflanzung; das habe ich selbst erfahren. Eine Herrenhuterin nährt sich hier vom Putzmachen! Eine christliche Wäscherin heirathet einen Kohlenbrenner! Und viele Christen, die gar nicht heirathen, hatten doch Kinder,

wie „die in Gott andächtige Jungfer mit ihren Morgens und Abends zu Gott erhobenen Händen“, wo man nicht weiß, wer der Vater ist und wo ich aus Barmherzigkeit ihr auch was gebe, damit das kleine Wurm könne erzogen werden. Aber so ist es, liebe Frau Pastorin. Die preussische Luft ist so tolerant, daß man wie behegt dasteht. Ich versichere Ew. Wohllehrwürden, daß hier ein Katholik bei dem ersten lutherischen Prediger im Dienst steht. Er heißt Johann und ist bis auf den verfluchten katholischen Glauben ein guter Knabe. Nur einmal habe ich mich sehr über ihn geärgert. Er nannte mich, mit Verlaub zu sagen, einen Kosaken! Möchte wissen, ob so etwas nicht zu bestrafen? Wollte mich bei'm Gerichte beklagen, fürchtete nur, daß nicht ohne Stempelpapier abkommen würde. Mich einen Kosaken! Möchte nicht einmal Katholik sein, auch wenn Papst werden könnte, so doch ein gut Stück Brod sein soll. Neulich schleppte mich sogar der Johann in die katholische Kirche, wo ich eine Predigt gehört, die — Gott sei bei uns — mir so vorkam, als wäre sie lutherisch. Das soll mir eine Warnung sein, nie mehr in unechte Kirchen zu gehen. Wie sich das Alles hier spricht und widerspricht! Jeder geht seinen Weg. Keiner legt es an, den Andern zu befehlen. Juden kommen sogar in christliche Kirchen, nicht um sich zu befehlen und zu leben, sondern — um eine wohlgesetzte Rede zu hören! Und die Musik in diesen Kirchen ist oft wie — Gott verzeih mir die Sünde — wie auf dem Tanzboden! Daß die Toleranz, von der Ihr Herr Sohn oft redet, dem lieben Gott ein Gräucl ist, weiß ich wie Einer! Daß aber die Leute dabei just so dick und fett hier sind wie anderswo ist nicht zu läugnen. Mag aber wohl ungesundes Fett sein. Denken Sie, liebe Frau Pastorin: Hegen glaubt hier kein Kind von

acht Tagen, das doch so in seinen besten Glaubensjahren ist. Gott sei's geflagt, es kommt gar nicht mehr vor — ich glaube auch in Kurland nicht — daß Eine in Rauch aufgeht. Ich möchte gern Eine prasseln hören. Muß doch einen besonderen Knall geben! — Von Ew. Wohllehrwürden Herrn Sohn kann ich noch sagen, daß Dero Abkömmling in gelber Weste und Hosens geht. Könnte wohl schwarz sein, wird's auch — will's Gott — werden! Gegen die Königsberg'schen Jungfrauen, gleichviel ob grünes oder dürres Holz, — ist er wie Eisen und Stahl. Weiß nicht, wie es kommt? Wüßte, daß ich gegen Rieschen auch so wäre. Bin's aber nicht! — Weiß nicht, wie der Herr Sohn auf Gelb gefallen; keine sonderliche Farbe. Hat aber seine Grillen! Habe ihn zuweilen mit sich selbst reden gefunden und recht laut! Mir würde grauen, wenn ich allein sein und reden sollte. Der Herr Sohn wird aber doch von allen Menschen geliebt — und Credit hat er, Credit! Bei Christen und Juden!“ — —

So weit der gute Gottlieb, der uns oft erheiterte. —

Endlich langten wir in Berlin an, wo wir uns einige Tage aufhalten wollten. Ich schrieb meinem Vater, ganz erfüllt von dem Eindruck, der mich überwältigt hatte. Ich meine nicht die große Stadt, sondern den Einen — der sie und das Land und Alles regiert, den Einen, den Einzigen, den großen Friedrich! Ich setze den Brief selbst her, den ich von dort nach Hause schrieb:

„Den König — lieber Vater, den König, nicht einen König, den König habe ich gesehen! Gern möcht' ich schlechtweg sagen: ich habe König gesehen, wenn's nicht undeutsch wäre. Von Angesicht zu Angesicht, lieber Vater, gesehen! Das nenne ich sehen! Hat der Augen? — Sterne

hat er, — Sonnen, die ihr eigen Licht haben und Strahlen werfen.“

„Mein Reisegefährte, der, wenn auch sonst nicht, so doch in Betreff der Ansicht über Monarchie dem Bilde seines Vaters ähnlich ist, — stand, sah und war weg — weg war er. Ja, ich glaube, wenn in diesem Augenblick Wild vor ihm angegangen wäre, er hätte nicht angelegt. „Was wahr ist, das ist wahr“ — sagte der gute Wildfänger, als wir wieder zu Hause waren und von der königlichen lieben Sonne Licht und Pracht uns im Schatten erholt hatten — „was wahr ist, das ist wahr! Ein besonderes Ding, König zu sein! Was wahr ist, ist wahr! Dieser da! Groß, sehr groß! — — Wie ein Löwe“ — setzte er hinzu, um beim Wild zu bleiben — „und wenn er Liebhaber von der Jagd wäre“ — — „so hörte er auf, König zu sein!“ unterbrach ich ihn. Ob ich recht eingegriffen, stelle ich, lieber Vater, deiner reiferen Entscheidung anheim.“

„Vater, die Augen! — Und Nase, Stirn, Hand, Gang, Alles königlich! Wenn er sie doch etwas schonen wollte, die großen Königsaugen, und sie nicht so hin- und herwerfen, oft auf Leute, die des Blickes nicht werth sind und aus Frankreich herüberkommen. — Nach allem Menschenmöglichen habe ich mich erkundigt. Der kleinste Zug hat einen König. Gleich als ich ihn sah, dachte ich: warum reisen denn nicht Dichter, Maler, Bildhauer nach diesem Ideal eines königlichen Aussehens, nach diesem Bilde des Königs? Wahrlich, man braucht ihn nicht nach seiner Legitimation und Vollmacht erst zu fragen. Er trägt sie unterschrieben und besiegelt in Gedanken, Geberden, Worten und Werken — ja so viel Siegel, Vater, daß der Lack ordentlich verschwendet ist — feiner Lack, Vater!“ —

„Eins, Vater, mit Sr. Majestät Erlaubniß, gefällt mir nicht: was ich mich geärgert habe, daß Er — die Flöte spielt. Das sollte er dem Apoll überlassen, wenn er in der Schäfermaske ist. Mich tröstet dabei nur, daß der König sich nie hören läßt d. h. er bläst die Flöte eben so, als er sich auch im Schlafgewand — wenn man es so nennen soll — sehen läßt. Eine Schlafmütze hat er nie auf seinem königlichen Haupte gehabt.“

„Sein Hut steht ihm wie eine Krone! So trägt Keiner seinen Hut. Wenn der König grüßt, du solltest sehen, wie er den Hut faßt. An seiner Kleidung ist nichts, was neu erschiene. Am Hute, der gewiß nicht neu war, keine Verzierung! Vater, durchweg ein König! Alles so natürlich. — Thäten wir es, wäre es die äußerste Affectation.“ —

„Noch Eins. Die Verse, die er macht, die könnte er auch lieber dem Voltaire überlassen. Französische, Notabene gerimte Verse! hättest du das gedacht, Vater? Gott der Herr hat nie in Versen geredet; selbst der Donner klingt mir wie Prosa. Und Könige tragen sein Bild.“

„Du hast mir oft und viel, lieber Vater, den Schlüssel zu deiner Monarchenliebe behändigt. Der Monarchen wegen ist's nicht; sondern du bist ein Monarchenfreund, denke ich, weil du ein Menschenfreund bist. Die Monarchen sind doch im Grunde unseres Herzens Härteigkeit halber von Gott uns gegeben. Die Monarchie ist der Freiheit halber da, d. h. um die Freiheit verwirklichen zu helfen, die dem menschlichen Geschlecht trotz Allem in's Herz geschrieben ist. Und da nur Ein Gott ist, so ist nach deiner Meinung die Monarchie die klügste, die natürlichste Staatsform. — Immerhin, Vater, — bleibt sie eine Theokratie in höchst fehlerhafter Uebersetzung. Wenn doch einmal ein Dr. Luther sie in gutes, ehrliches Deutsch übersetzen wollte!“

„Die meisten Menschen reden wider den Staat, wider den König. Das ist, wie überall, so auch in Preußen. Dort hilft sich aber der König mit seinen Augen, die sein Miniaturbild sind, vor dem sich Alles beugt.“

„Indessen habe ich auch hier Kannegießer und Mißvergnügte gefunden, die es bloß sind, weil sie selbst den Tyrannen in Kopf und Herz haben. Sie selbst wollen auf den Thron. O der vielen Tyrannen mit ihrem Freiheitsgeplär! Das Wort Freiheit ist so Vielen — wenn auch nicht ein Deckel der Bosheit, so doch ein Deckel des Unverstandes.“

„In Kurland, pflegtest du zu sagen, ist Sklaverei und Freiheit zu Hause. Jeder Adelshof ist ein Thron, jeder Thurm Sibirien, jeder Stoß Scepter. Der Edelmann ist Despot, seine Einwohner — bis auf den Pastor loci und den Hofmeister — Sklaven! — Dann schon lieber einem großen König gehorchen, bis die Zeit der Freiheit als eine Morgenröthe eines neuen Tages anbricht, da kein Mein und Dein mehr zu verzäumen nöthig sein wird und Niemand mehr gelüftet, von der verbotenen Frucht zu essen. Bis dahin werden die Menschen ohne Monarchie kaum durchkommen.“ — —

Meine Leser werden aus diesem Briefstück ersehen, daß eine gewisse mir angeborene Königsfreude mich begeistert hatte. Dazu trug das Seinige bei etwas, was ich meinen Eltern verschwieg. Der König ist Soldat, Feldherr — ein großer Mann des Kampfes. Das imponirte mir. In seinen Feldzügen läßt er die Kugeln um sich herumpeifen und heulen; so wie Mücken sah er sie an, die um seinen Kopf sich lustig machen. Man sollte fast glauben, für ein starkes Berufsgefühl, für ein Bewußtsein: das ist der rechte Weg — haben die Kugeln selbst Respect.

Ich habe den König auch auf der Parade gesehen; da war ich in meinem Element. Der jugendliche kindische Alexander wollte durchaus zum Vorschein. Zuweilen war mir das Commandowort so nahe, daß ich's mit Gewalt unterdrücken mußte. Wie viel „Helms“ sah ich da, tapfere Helms. Der Entschluß zum Kriegsdienst reifte mehr und mehr in mir. Das ganze preußische Heer schien mir nur Eine Phalanx zu sein. Ich zeigte die Kerls dem Junker Gotthard und sagte: „Siehe da, Ein schmuckes Ganze! Was dem Einen begegnet, gilt ihnen gewiß so, als sei es Allen begegnet.“ — „So denkt jeder Edelmann in Kurland“ — fiel Gotthard ein; „nicht wahr Alexander?“ — „Ja doch, ja — lieber Junker Gotthard, jeder edle Mann in Kurland! Doch wie viele giebt's ihrer?“ —

In Berlin sahen wir uns auch sonst viel um. Wer es behauptet, daß die Residenz das Extract, das Extrafine, die Punctuation aller Provinzen sei, mag so unrecht nicht haben. Ich glaube fast, daß man aus der Residenz den ganzen Staat in unsern Zeiten am sichersten übersehen könnte; es kommt nur hier, wie überall, auf den Standpunkt an.

Junker Gotthard hatte den ersten Tag schon vom Thiergarten gehört. „Ha! Thiergarten“ — rief er und lief spornstreichs hin, kam aber sehr enttäuscht wieder. „Gott ehre mir“ — sagte er — „meinen Thiergarten in Neuhof, der natürlich ist; ich will den Berlinern gern den künstlichen lassen und den Sand obenein. Hol's der Teufel, Alexander, — ich kann dich versichern, keine Blume, kein Strauch, deren Laub nicht vollgestäubt ist! — Darf man doch im sogenannten Thiergarten nicht einmal eine Flinte losknallen!“ —

Die Schererei an den Thoren Berlins war dem guten Jungen auch höchst zuwider. All' die Polizeifragen: Woher? Wohin? Wer? Wie? Was? — empörten sein adliges

Gemüth. „Muß man sich doch“ — sagte er — „hier geradezu durchdecliniren und durchconjugiren lassen!“ — So munterte mich denn Gotthard wahrlich nicht auf, länger in Berlin zu bleiben. Und doch — wie groß, wie reich schien mir Alles! Außer meinem Elemente, dem Paradeplatz, wie viel Nahrung für Geist und Herz! Berlin könnte Deutschlands Athem sein, wenn der König es wollte und wenn so mancher Un- deutsche, der leider Gottes um ihn ist, weit weg wäre.

Wir blieben volle acht Tage und reisten dann weiter nach Göttingen, unsere „Studien“ fortzusetzen.

Göttingen! Vortrefflich für Jeden, der Lust und Liebe zum Dinge hat. Und doch so ziemlich ohne Jammer und Schaden für den, der sie nicht hat. So viel ist gewiß, Göttingen ist so wenig die kleinste unter den deutschen Universitäten, daß es vielmehr auf dem Wege ist, die größte zu werden.

Aber hier wie überall gilt es, daß es weit schwerer zu lehren sei als zu lernen. Der Mensch hat was sehr Gelehriges; allein wenn er unterrichten soll, zeigt er fast überall, daß er in Rücksicht des Lehramtes das Bild Gottes verloren. Wahrlich, daß es mit dem menschlichen Geschlechte so wenig fort will, daß es nicht von der Stelle kommt, liegt vielfach am Lehrstande. Auch in Göttingen mußte ich immer denken: wäre es nicht gut, wenn sich die Universitäten in Züchten und Ehren einverstünden, was sie eigentlich erziehen wollten? Da könnten ja einige erkoren werden, Professore, akademische Lehrer zu erziehen: laßt uns Professore machen, Bilder die uns gleich sind! Aber — kommen denn alle auf die Universitäten, um wieder zu lehren? Da sind ihrer viel, die nur selbst wissen wollen, wissen für's Leben. Und wie wenig sind dazu die Universitäten angelegt!

So mußte auch ich es erfahren, daß mir die rein theoretische Gelehrsamkeit je länger je mehr mißfiel. Ich war viel auf dem Fechtboden und dem Reithaus. Der alte Gedanke — Soldat zu werden — hob sich in mir; ich fühlte seine inneren Herzbewegungen, aber er konnte noch nicht recht zur Geburt kommen. Man muß auch ihm seine neun Monden Zeit lassen. — Vorläufig studirte ich die Mathematik. Sie, dachte ich, ist zu allen Dingen nütze. Sie ist das Lineal und lehrt, sich bei allen Wissenschaften gerade zu halten. Die Theologen, die ich reden hörte, suchten in mir keinen göttlichen Beruf zum Geistlichen an. Derselbe schien sich gänzlich verloren zu haben, da ich keine Mine mehr hatte. Vergeblich erinnerte ich mich, wie mein Vater versichert hatte, daß ein rechter Geistlicher der glücklichste Mensch in der Welt wäre und daß seine Seele in beständigem Frühling sei. — Beständiger Frühling? — Guter Vater, wenn es aber ein nordischer wäre, wie bei uns zu Hause, wo man den Frühling meist bloß im Kalender und in einer lebhaften Einbildung hat? — „Dinge der Zukunft sind der Geistlichen Beschäftigung“ — sagte mein Vater. Das wäre ja allerdings ein gefundenes Essen für mich, der ich jagdmüde bin. Wie aber, wenn der Geistliche über der andern Welt diese Vergäfte, nur an den Lohn dächte, ohne wirklich des Tages Last und Hitze zu übernehmen? Und wie oft, den Purpur und die köstliche Leinwand selbst nicht abgerechnet, lebt er hier wie einer der sieben Brüder, herrlich und in Freuden? Man sehe sich doch nur um. Läßt sich denn der Geistliche nicht auch weit lieber beim Lehnspatron und andern hohen Herren zu Dinern einladen, als bei Abraham, Isaak und Jakob zu Tische bitten? Und wie viel Zersplitterung, Zersparenheit, Zerstreuung auch in seinem Leben! Sich zerstreuen, heißt denn das leben? Es heißt recht geflissentlich nicht leben.

Nein, dachte ich, — Soldat, Soldat willst du werden, um dein Leben in die Schanze zu schlagen! Welch eine Kluft indessen war zwischen diesem aufkeimenden Gedanken und der Ausführung! Ich gedachte an meine liebe Mutter, an Mine — und versteckte mich mit jenen Gedanken unter die Bäume im Garten! Hatte doch namentlich die gute Mutter mir im „Denkzettel“ das Wort hinterlassen, auf welches auch der Hofgärtner'sche Todtengräber mich hinwies: „Wer seinen Eltern nicht folgt, der folgt dem Kalbsfell.“

Ich studirte in Göttingen still für mich die Kriegskunst. Die Mathematik war auch dazu brauchbar. Innerlich währte jedoch das Schwanken fort. Ja mitunter war es mir, als käme ich mit der Denkarbeit nicht einen Schritt vorwärts. Man sagt, der Fuß schläft ein und nennt dieß „Besterben“. Wer kann in solchem Fall von hinnen? Vom Kopfe braucht Niemand jenen Ausdruck. Und doch bestirbt er eben so und aus eben der Ursache wie der Fuß. Mir schien es in dieser Zeit öfters so zu gehen. Da kam es Schlag auf Schlag und die „Heimsuchungen“ wurden mir zum „Wecker“.

Zunächst erschreckte mich ein schwarz gesiegelter Brief, der aus der Heimath kam. Es war ein ausführliches Schreiben meiner Mutter mit einer Einlage von Frau von Geldern, in der sie mich bat, den plötzlichen Tod ihres Mannes — des alten guten prächtigen Herrn von Geldern — dem Sohne „gelegentlich“ beizubringen. Ich mußte mich erst selbst von dem Schreck erholen und versenkte mich, ehe Gotthard zu Hause kam, in den wehmüthigen, traurigen Bericht meiner Mutter. Diese Todesnachricht erschütterte meine Seele.

Die Umstände des Todes unseres theuren alten Geldern will ich nicht im Einzelnen wiederholen; aber Alles, was zu

seiner Charakteristik dient, stehe hier, zum Andenken dieses Natur-, dieses Wurzelmannes.

Seit der erneuerten Berührung mit meinem Vater, welche, wie sich meine Leser erinnern, eine Art Ausföhnung nach zehnjähriger Trennung war, kam er öfters zu ihm in's Pastorat. Da verhandelten sie über tief gehende Dinge des Glaubens und des Lebens. Man sagte, Herr von Geldern habe in der letzten Zeit sehr fleißig die Bibel gelesen. Man hörte ihn häufig die Behauptung aussprechen: wenn man etwas herausbringen will, muß man die Bibel selbst lesen. — Minens Schicksal war ihm sehr nahe gegangen. Das Gespräch mit dem sterbensfreundigen und lebensmüden Alten hatte ihn ernst gestimmt. Er zeichnete seine Gedanken in stillen Stunden selbst auf. Von diesen und von seinem Brief an meinen Vater, welcher die Bekanntschaft der beiden Freunde erneuerte, schickte mir meine Mutter Auszüge, von denen ich auch meinen Lesern die Hauptfachen mittheilen muß. Sie enthalten den eigentlichen Schlüssel zu dem Räthsel jener zehn Trennungsjahre.

Noch nie war Herr von Geldern einen Sonntag nach Ilsen gekommen. Wir wissen es, er war kein Kirchenmann. „Wer kann mit Euch auf der Kanzel aufkommen?“ — pflegte er meinem Vater zu sagen: „Ihr redet da und behauptet und kein Mensch ist Euch zu antworten und einzuwenden im Stande.“ Nichts war ihm unausstehlicher, als die Methode mancher Prediger auf der Kanzel zu fragen: „Was könntet ihr dagegen sagen, meine Freunde?“ Oder selbst fragend Einwände zu machen, die dann freilich so dumm wie möglich klingen. Er nannte solche rhetorische Künste stumme Fragen und setzte sie mit den stummen Sünden in Eine Klasse. Der gute Geldern! Er ist allen Fragen entgangen. Er hat überwunden. —

In der letzten Zeit hatte sich übrigens, wie es schien, auch in dieser Beziehung seine Ueberzeugung gemildert. Er wollte einmal meinen Vater, seinen Freund, an einem Sonntage beschleichen und ihn predigen hören. Nachdem er solches gethan, kam er das zweite Mal offen und stieg im Pastorat ab. Bei einem Haar wäre er meiner sehr gastfreien Mutter wegen der Mittagsmahlzeit zuvorgekommen. Als er eben sagen wollte: „Diesen Mittag bin ich Ihr Gast, wenn Sie so wollen“ — hatte sie ihn schon darum gebeten.

Er ging zur Kirche. Meine Mutter ordnete das Mahl an und, um Maria und Martha in Einer Person zu sein, kam sie, wenn auch etwas spät, doch noch zum Hauptliede in die Kirche. Es ward das alte: „Wir glauben all an Einen Gott,“ gesungen. Von dem letzten „Wir“ — das meine Mutter, um nicht zu stören, wie der Föllner von ferne unter'm Glockenthurme stehend mit gesungen — erlebte Herr von Geldern nur noch wenige Reihen. Bei den Worten „nach diesem Elend!“ — schrie er laut auf, sank zur Erde und ward todt aus dem Kirchenstuhl getragen. Ein Schlagfluß hatte ihn getroffen.

Drei Tage darauf fand die Beerdigung oder vielmehr Beisetzung im familiengewölbe statt, nachdem der Sarg in der Kirche ausgestellt worden war. Meine Mutter schreibt mir über diese Feierlichkeit folgendes:

„Dein Vater hielt bei dem Herrn von Geldern eine gewaltige Predigt über Ps. 139, 23: „Erforsche mich Gott und erfahre mein Herz, prüfe mich und erfahre, wie ich es meine und stehe, ob ich auf bösem Wege bin und leite mich auf ewigem Wege.“ — Seine Predigt handelte „vom Verstande und Herzen eines Christen“. Auf den Herzensglauben komme es allein an. Mancher, der nicht Herr Herr! gesagt habe, werde dort die beschämen, die Herr Herr! des

Morgens, Abends und vor und nach Tische fangen und beteten. Nicht die Vaterunsers machen es aus, sondern die den Willen thun des Vaters im Himmel, sind hier auf gutem, auf ewigem Wege."

"Da bekamen nun in die Länge und die Quere alle diejenigen etwas zu hören, welche sich über den Herrn von Geldern aufgehalten, weil er lange nicht communiciret und kein Kirchgänger gewesen. Dein Vater sagte uns Christenleuten so manches theuerwerthe Wort. Und wahrlich, mein Sohn, er hatte nicht Unrecht. Die Orthodogie des Herrn von Geldern will ich an ihren Ort stellen. Gott gebe, daß er — wenn nicht zur Rechten — doch nicht ganz zur Linken zu stehen komme! Er bekannte es allezeit und leugnete es nicht, er sei kein Orthodoxer. Wenn man aber die jetzige neue Mode Christ zu sein erwägt, besonders die Art, wie sie unsere jungen Herren Theologen — Gott nehme dich in seinen Schutz, lieber Sohn — von einigen Akademien mitbringen, so könnte es wohl heißen: „„dein Silber““ — zu reden aus Jesaias dem ersten Kapitel und dessen einundzwanzigsten Vers — „„dein Silber, o Christenthum, ist Schaum geworden und dein Getränke mit Wasser gemischt!““ — Es ist, als ob der Herr den Leuchter von der heiligen Stätte gestoßen und statt der feierlichen, hellbrennenden Kerze prasselt dann ein elendes Talglicht, zwar in einer gläsernen Form gegossen, schön von außen, allein doch ein Talglicht! Da wird dann Stank für Gutgeruch sein und — für Bibel und Gesangbuch allerlei Naschwerk und Marzipan, das süß auffällt, aber den Magen verdirbt."

"In der ganzen Verstandes- und Herzenspredigt dachte dein Vater an den guten Herrn von Geldern. Alles was dein Vater sagte, war wie vom Himmel gefallen. Ha! — vermuthete wohl Mancher, — da wird er jetzt die zehnjährige

Entfernung aufdecken, die doch wie Feindschaft ausah. Kein Wort davon. Es war in der Kirche bei dieser Predigt eine solche Stille, daß man das Wort fast in der Seele hören konnte. Selbst Frau von Geldern, die so tief zu seufzen gewohnt ist, daß die Wände es hören und wiederhallen, — sie war still, ganz still! O mein Sohn! Dein Vater ist ein feuerschlagender, geistreicher Mann. Schade, daß er sein Hebräisch nicht aus der ersten Hand hat; und abermals Schade, daß man nicht weiß, wo er her ist. Ich habe bei dieser Predigt bitterlich geweint, und die ganze Trauerversammlung weinte so. Dein Vater schalt nicht, er drohete nicht. Er stellte es dem heim, der da recht richtet.“

„Dein Vater hob hervor, daß der Heimgegangene — der so selten die Kirche besuchte — in einer Kirche sterben mußte. Er nannte ihn einen ehrlichen Freund der Wahrheit. „In manchen Dingen dachte er nicht so wie wir“ — fuhr dein Vater fort und bekannte es frei, daß bei ihrer früheren langjährigen Trennung nicht der selige Herr von Geldern, sondern er — dein Vater — der Eiferer gewesen sei. Sein Trost war, daß sie es Beide gut gemeint.“ — —

Meine Mutter berichtete sodann noch Vieles, was — wie gesagt — auf jene zehnjährige Trennung ein Licht warf. Der Herr von Geldern war ein sehr natürlicher Mann. Alles was er sagte, war mit der Hand geschöpfte Natur. Wenn die Natur Lehrer und Propheten sendet, sind es alle solche Wasserschöpfer. Herr von Geldern hatte eben da seine Collegia gehört. Er war aus Kurland. Da, wo er geboren, waren schon sieben Herren von Geldern geboren und gestorben. Allein wahrlich keiner von seiner Art. Kurland hat einen solchen Mann schwerlich ganz aus eigenen Mitteln gehabt. Mein Vater wenigstens konnte sich nicht überzeugen, daß Geldern's Vorfahren Kurländer gewesen.

Mir scheint, der alte Geldern war wie die Kurländer sein könnten. Warum soll nicht die Natur in einem Lande, wo Keckheit, Rauigkeit, Trotz und Tyrannie unter dem Namen von Freiheit gang und gäbe sind, recht mit Fleiß einmal einen Mann schaffen können, der ihrem edlen Bilde ähnlich wäre. Auch sie hat vielleicht gedacht: laßt uns einen Kurländer machen, ein Ideal — und zwar ein Ideal so ganz aus dem wirklichen Leben!

Der selige Geldern hatte, wie jeder kurische Junfer, in der Jugend seinen Hofmeister gehabt. Dieses war zum Unglück ein so ausgelernter Künstler, daß er wider die Landesgewohnheit viel todte Kenntniß besaß, die in der kurischen Dunkelheit hell schien, so wie faules Holz gewöhnlich im Finstern. Als Jüngling war Geldern schon seinem Führer, wenn auch nicht an Kenntnissen und Sprachreichtum, so doch an Verstand unendlich überlegen. Der Hofmeister war ein Großmann und theologischer Goliath, so daß unser kleiner David öfters seine Schleuder brauchte und das noch häufiger hätte thun können, wenn nicht der Herr Vater den Hofmeister in Schutz genommen und dem Sohne die Widerspenstigkeit mit Härte und Strenge verwiesen hätte. So lief unser seliger Herr von Geldern, als er aus seines Vaters Hause in die akademische Welt ging, seiner Denkungsart völlig freien Lauf und ward ein Dreistender, der manchem Goliath mit einem kleinen Steinchen nach dem andern die Stirn probirte. Dieser Steinwurf ward ihm zur andern Natur. Jung gewohnt, alt gethan! Die Gewohnheit ist eine andere Natur — ja sie scheint in Wahrheit nicht die andere, sondern die eigentliche, erste, die Natur selbst zu sein.

Auf der Akademie studirte er mehr Lebens- als Schulweisheit. Die Gelehrsamkeit hielt er für Weiberkopfsputz. „Pfui, da ehre mir Gott mein eigen Haar“ — pflegte er

zu sagen — „wenn's gleich nicht kraus ist, wie die gute Pastorin in Ilfen es liebt.“ — Nie hat er einen Topf getragen oder den Puder sein Haupt besudeln lassen. Er barbierte sich immer mit kaltem Wasser, oft sogar mit Schnee. Schuhe hat er so wenig getragen, wie der König von Preußen. Und seine Stiefeln zog er fast nie um. Er schlief auf einer sehr harten Matraze fast ohne Kopfkissen, während mein Vater den Kopf beim Schlafen nicht hoch genug haben konnte. Alles, was er aus zweiter und dritter Hand hatte, war ihm nur in soweit theuer und werth, als ein gutes Stück Natur darunter war. „Ich habe die Schule durchlaufen“ — pflegte er zu sagen — „spornreichs!“ — Was thut's? Er hatte mehr beim Fenstereinwerfen und beim Ständchenstingen, im geselligen Leben und in dem Professoren Umgang und was weiß ich wo gelernt, als hundert seiner Gesellen in den Collegien. Wie die meisten Kurländer, so las auch der Herr von Geldern blutwenig. „Wenn ich ein Buch lese“ — sagte er öfters — „so lassen mich meine Gedanken nicht zu Worte kommen.“ — Was er ja etwas, so mußte es sehr leserlich geschrieben sein und der Autor mußte, wie er sagte, „ihn nicht breitschlagen oder zum Besten haben wollen“. Selbst schrieb er wenig und ungern. Hatte er indessen die Feder einmal ergriffen, ging's — seinem eigenen Ausdruck zu Folge — wie aus der Pistole. Dabei strich er nie etwas. Er liebte es nicht, mit sich selbst sich zu entzweien, obwohl ihm Alles fern lag, was an Selbstverliebtheit streifte. Er war nur sehr für den „Hausfrieden“ — „das ist, für den mit mir selbst“ — setzte er hinzu. Nie machte er ein Couvert. Am liebsten schrieb er auf unbeschnittenem Papier. Gemeinhin schrieb er mit umgekehrter Feder. Denn er mochte nicht Federn schneiden. Die Federn, die ihm der alte Hermann zuweilen schnitt, waren ihm meist zu spitzig. Das Brod schnitt

er sehr gerade. „Schade, pflegte er zu sagen, daß es geschnitten werden muß.“ Was nur möglich war, aß er ohne Gabel und Messer. Am liebsten hatte er die Mahlzeiten, wo ohne dergleichen „Mordgewehre“, wie er's nannte, gegessen werden konnte. —

Seine Lieblingsthierc waren Hühner, die er selbst zu füttern pflegte; nach ihnen folgten Hunde. Einen Menschen, zu dem Hunde und Kinder gern und vertraulich kommen, hielt er für einen guten Menschen.

Eigenthümlich war es bei ihm, daß er eine bestimmte Eßstunde fast nie einhalten konnte. Sonst sah er wohl auf Ordnung. In seinen Zimmern war ein eigener Geschmack. Keinen furnirten Tisch, keine Falschheit mochte er leiden. Alles mußte bei ihm massiv sein. Selbst eine Weste, wo hinten Leinwand war, kam nie an seinen Leib. Er behauptete, jedes Zimmer habe seine Physiognomie, und aus der Schlafstube oder überhaupt aus solchen Zimmern, wo kein Fremder so leicht einen Zutritt habe, müsse man den Geist des Hauses beurtheilen.

Er war hitzig. „Da möchte ich oft“ — sagte er selbst — „gleich das Haus zum Fenster hinauswerfen; allein wenn ich näher komme, sehe ich, daß das Fenster zu klein ist.“ — Jeden seiner „Herren Mitbrüder“ und namentlich die renomirenden Krippenritter hielt er drei Schritt vom Leibe. Nie ließ er sich zu nahe kommen; allein auch er kam Keinem zu nahe. Er fragte sich nie: was werden die Leute sagen? Ja, um von gewissen Leuten nicht gelobt zu werden, hätte er sogar etwas thun können, was er sonst nicht würde gethan haben.

An seine Gemahlin war er gekommen, wie man an Vieles kommt. Sie soll außer der Weise schön gewesen sein. Auch konnte sie, wenn sie wollte, allerliebste sein und gutherzig

scheinen. Seine Ehe war trotz der Eigenart der hochadeligen Frau die beste von der Welt. Wenn's zu arg kam, sagte er: „Punktum!“ — und die gnädige Frau ging sehr freundlich ab, wovon die Leser einer Probe beigewohnt haben. — Seine Liebfosungen waren selten, dann aber immer mit Ungestüm. Wo der Herr von Geldern geküßt hatte, war gewiß ein rother Fleck.

Um seinen Tod hat seine Frau aufrichtig getrauert, da sie ihn im Herzen hochhielt. Aber was Kurland, was die Familie an ihm verlor, hat doch — außer meinem Vater — nur noch seine Schwester, die Frau von Weesen, auf's Tiefste empfunden. Auch sie war, wie der Bruder, nur in's Weibliche und Zarte überetzt, durch und durch Natur. Ich habe mir immer eingebildet, so würde die Natur aussehen, wenn sie Menschenkindern zu Ehren sich in unsere Gestalt verlieben sollte. Ihr Bruder hatte ihr nicht bloß von je her viel Freundschaft bewiesen. Er stritt ihr sogar die Erbsünde im theologischen Sinne glatt ab. „Gott schuf ihr Herz“ — pflegte er zu sagen — „im stillen sanften Mondenstrahle. Sein Finger ist kenntlich. Sie ist das Liebchen der Natur. Sie nascht ihr, wie ein frommes Lämmchen, aus der Hand.“ — Wie wahr! Und wer war ein treuerer Naturkenner als der alte Geldern?

Meine Mutter schreibt mir, — trotz dem Herrn von Weesen und seiner ausgesuchten Trauerfeierlichkeit, — daß nie eine Trauer Jemandem schöner gestanden als der Frau von Weesen, da sie über ihren Freund und hingeschiedenen Bruder tief, tief trauerte. —

Meine Mutter bemerkte ihrerseits über Herrn von Geldern, er wäre zwar ein braver, aber kein Kreuzbraver Mann gewesen; und eben deshalb, weil er kein wirklicher Christ, sei er mit meinem Vater zuerst aneinander und dann aus-

einander gekommen. Schließlich aber haben sie sich doch gefunden.

Die Hauptsache, worüber mein Vater und Herr von Geldern uneins geworden, waren freilich die drei Artikel des christlichen Glaubens. Aber ihr scharfer Gegensatz in politischer Hinsicht hatte auch einen Beitrag zur langjährigen Scheidung geliefert.

Mein Vater war ein großer Bienenfreund. Herr von Geldern trieb seine Monarchenfeindlichkeit so weit, daß er, weil sie einen monarchischen Staat machten, keine Bienen halten mochte. Dagegen liebte er Ameisen, von denen er behauptete, daß sie in republikanischer Freiheit lebten. „Mich dünkt immer“ — sagte er — „ich höre die Bienen sumsen: Wir, wir von Gottes Gnaden.“ — „Und wenn uns die Ameisen befriechen“ — fiel dann mein Vater ein — „ist Ihnen das lieber?“ — „Ach was, so schüttelt man sie ab“ — meinte Geldern. — „Die häßlichen Thiere!“ — replicirte mein Vater. „Sind Kurländer!“ — sagte Geldern. „Könnte sein!“ — beschloß mein Vater.

Der Mensch ist ein geselliges Thier. Das erkannten Beide an. Die Menschen werden nur Menschen und können sich nur als Menschen zeigen, wenn sie in Gesellschaft leben. Ein Mensch ist kein Mensch — würde meine Mutter sagen. Die Vereinsamung ist Mutter alles Bösen. Der Verstand und Wille eines einzelnen Menschen scheinen nicht zuzureichen, ein vollständiges menschliches Sein auszudrücken. Der Pluralis von Verstand und Willen ist erforderlich, wenn der Mensch was auszurichten im Stande sein soll. Auch darin waren Beide einig, daß im Staate der Mensch in Plurali lebt. Aber mein Vater glaubte, der Staat sei der vollkommenste, welcher die meisten Menschen hat, die wie Einer erscheinen. Volkreichthum in Eine Spitze zusammengefaßt,

das sei das Ideal, namentlich wenn der Monarch, wie Alexander der Große, sein Volk wie den edlen Bucephalus reite. — „O! der Bucephalus litt keinen Zaum“ — erwiderte Herr von Geldern — „Bucephalus war ein Kurländer!“ — Und so kamen sie immer weiter auseinander.

Zwar hatten die beiden guten Männer schließlich ausgemacht, daß des monarchischen Staates und der politischen Gegenstände weder im Guten noch im Bösen zwischen ihnen gedacht werden sollte. Aber das war schwer zu halten; namentlich war Geldern der Erste, der diesen Vertragspunkt brach. Indessen waren und blieben die drei Hauptartikel des christlichen Glaubens die Hauptsteine des Anstoßes. Da waren die Beiden, als mein Vater noch jung und sehr eifrig war, so heiß an einander gerannt, daß mein Vater es für Pflicht hielt, so lange mit seinem weiteren Umgange zurückzuhalten, bis Herr von Geldern den ersten Schritt that. Und das war durch jenen von mir schon erwähnten Brief geschehen, der die Ausöhnung, die wir erlebt haben, hervorrief und schließlich mit dem Tode besiegelte. Jene „Pfändungen“ — von denen ich meinen Lesern früher berichtete — waren nur die Außenseite des innerlich wogenden Religionskrieges!

Meine Mutter theilt mir aus diesem Briefe ausführliche Auszüge mit, welche zu merkwürdig und charakteristisch sind, als daß ich sie meinen Lesern vorenthalten dürfte. Sie reichen allesammt dem redlichen, wie Gold treuen Herrn von Geldern zur Ehre. In dem ganzen Brief gesteht derselbe zu, in Religionsfachen nicht competent zu sein und gern Belehrung von meinem Vater empfangen zu wollen. Nur meine er, daß es der Vernunft erlaubt sein müsse, jede historische Wahrheit — auf welche ja auch die christliche Religion sich berufe — durchzuprobiren. Ihm sei es gewiß, daß die Sache, wenn nicht vor seinen sichtlichen Augen, so doch vor

dem Auge seines Geistes noch einmal vorgehen müsse, wenn er sie gläubig annehmen solle. Er verlangte dabei keine vollständig demonstirte Gewißheit. Ein solcher theoretischer oder mathematischer Beweis z. B. vom Dasein Gottes würde nach seiner Meinung mehr schaden als nützen. Er brächte Gott nur in den Kopf, nicht in's Herz. Ein lebendiger Glaube sei mehr als eine Demonstration. Das sei aber ein Glaube, der durch's Leben thätig ist. „Dabei will ich gern von Gott abhängen“ — schreibt er selbst — „ja ich dränge mich recht, von ihm abzuhängen. Denn von ihm dem Schöpfer, dem Originalgeist kommt mir alle Kraft. Bei uns sind die Gedanken Wasserblasen; beim lieben Gott eine Welt. Da darf nur der Herr Pastor nicht gleich freischnen, er hätte dann als Monarchenfreund die Schlacht gewonnen! Der liebe Gott läßt einem Jeden so seine Freiheit, als man sie nur in Kurland haben kann. Ich bleibe bei dieser Abhängigkeit noch immer ein kurlischer Edelmann, kann thun und lassen was ich will. Allein da Gott ein lieber, guter Gott ist, so ist mein Gefühl der Abhängigkeit die Mutter der Ehrfurcht, der Liebe für ihn, den Schöpfer. Gottes Willen gern thun, heißt Gott dienen. Und diese Freiheit soll der Mensch im Leben beweisen. Die Menschen sollten nie von Gott reden, ohne daß sie an ihre Pflichten gegen ihre Mitmenschen, ihre Brüder, denken. Im Wort «Bruder» liegen alle diese Pflichten beisammen. Bruder ist ein großes Wort. Mich freut es recht von Herzen, daß dieß Wort in Kurland so gang und gäbe ist. Zwar ist es in den meisten Fällen nur so da der Mode halber, wie «hol' dich der Henker!» Indessen ist Rom nicht an Einem Tage erbaut. Und wer wird das Wort Bruder ernst aussprechen, ohne an Gott den Vater zu denken. Gott ist in Allem und durch Alles. In ihm leben, weben und sind wir. So liebe ich

Gott mit einer besondern Liebe, über Alles und in Allem. Meinen Nächsten liebe ich wie meine ehrliche Haut."

"Vom Wissen halte ich nicht gar zu viel. Es braucht bloß — sei es durch Gott, sei es durch Gottesmenschen — jener Wachstoch in uns angezündet zu werden, der schon da ist und der wie von selbst in unserm Innern lichterloh brennt. Aber zu wissen, wie Gott die Welt gemacht und Anderes mehr — das hieße Gott selbst sein. Wie kann ein Endlicher dieß wissen, dieß fassen? Wenn ich nicht einmal weiß, wie ich im Mutterleibe zum Menschen geronnen, wie ich — Ich geworden, wie kann ich wissen, wie die Welt, wie Himmel und Erde entstanden und zum Stehen und Gehen gebracht sind? — Moses, einer der ältesten von den Gottesmenschen und Gefühlsanzündern, hat uns die Erschaffung der Welt nicht wollen erkennen lehren, er hat sie uns gemalt. Und wie gemalt! Ein allerliebster Bibelmorgen in herrlichem Licht, in Morgenbeleuchtung, ehe die Sonne ganz aufgegangen! Wahrlich ein schönes Stück! Die neuen Maler sind Kleyer gegen ihn."

"Sie sagen, lieber Pastor, mit dem Allen sei ich noch kein Christ und stünde noch nicht im Reich der Gnaden. Mag sein! Sie sind ein Königscher, ich ein Kurländer. Sie sind für Reiche, ich für freie Stände. Den Stand der Gnaden würde ich fast so bestimmen, daß es in der ganzen Welt wie in Kurland stünde — „außer diesen Banden“ — wie der Apostel Paulus sagt. Denn freilich muß auch Kurland noch von vielen Ungnaden gereinigt und geläutert werden, ehe es ein wahrer Stand der Gnaden ist. Sie, lieber Pastor, denken verfänglich von Kurland und Sengallen, und ich von der Schöpfung und dem Reich der Gnaden. Alles hebt sich. Wir sind beide im Jammerthal

und werden, so Gott will, Beide gen Zion kommen mit Jauchzen.“ —

„Jedoch im Ernst. Ich bin kein Feind der Gnade. Bewahre! Es mag es gesungen haben wer da will, wahr ist's und bleibt's, daß durch Christi Herabkunft Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen und eben dadurch Ehre dem Gott in der Höhe entstanden.“ —

„Christus brachte erst die Menschen und namentlich die Juden auf die rechte Akademie, nachdem sie vorher nur in der Schule gewesen und wahrlich oft genug Schulläufer geworden. Das Judentum war das einzige, das mit so entsetzlicher Mühe zum einigen, alleinigen Gott, der ein Geist ist und nicht abgebildet werden kann, vorbereitet worden. Christus gewöhnte ihnen (wie den Söhnen Zebedäi) den Gedanken ab, als sei er gekommen ein weltlich Reich zu stiften. Er war das wahrhaftige Licht, das die Welt erleuchtet. Seine Lehre war eine Kinderlehre; allein man sieht es noch jetzt, wie groß sie sei. Wie eifrig Christus bemüht gewesen, die reine Erkenntniß Gottes zu lehren, beweisen die Evangelisten. Unter uns gesagt, lieber Pastor, — sie hätten auch wohl mehr von Christo aufschreiben können. Heißt es doch bei Johannes: es sind auch viele andere Dinge, die Jesus gethan hat, welche — so sie sollten eins nach dem andern geschrieben werden, achte ich, die Welt würde die Bücher nicht begreifen, die zu beschreiben wären. Lieber Johannes! Der Pastor und ich hätten sie begriffen: denn wir sind nicht — von der Welt. Der Pastor sagt zwar: „die Evangelien und die Apostelgeschichte seien wie die fünf Gerstenbrote und ein wenig Fischlein. Den Segen darüber gesprochen, so ist es hinreichend, daß viertausend Mann davon gespeist werden können, wenn sie auch noch so heißhungerig sind, und — wie viele Körbe bleiben nicht noch

für den Denker übrig!“ — Allein wir Laien möchten doch gern mehr von den Reden und Thaten und dem Leben Jesu. Er war doch der Gesandte, der in Gottes Schooß war und den Gott verkündigt hat, den kein Mensch gesehen, noch sehen kann. Seit dem Christenthum ist noch kein Philosoph gewesen, dessen Vernunft nicht von der Offenbarung geleitet oder bestochen worden. Die guten lieben Herren! Man sollte Wunder denken, wo sie es her haben! Lies das neue Testament — geneigter philosophischer Leser — und du wirst finden, daß die Philosophie nichts weiter als Formalität, als Leisten, als Wörterbuch sei. Nicht aus der natürlichen Religion schöpft ihr — das bildet ihr euch nur ein! Die Offenbarung Jesu ist es. Und da heißt es: Suche, so wirst du finden, klopf an, so wird dir aufgethan.“

„Obgleich Menschenfahrungen die Religion Jesu so sehr verdunkeln, daß wenn Christus herabkäme, er die Christen nicht kennen würde, — sagt, ist sie nicht noch jetzt, so wie sie da liegt, vortrefflich? Ist sie nicht die einzige, die den Menschen zum Gnadenreiche, d. h. zum Stande der Gnaden zu bringen Kraft und Stärke hat? — Ich habe das anfänglich nicht so eingesehen. Allein jetzt glaube ich, daß in dieser Lehre Leben für diese und Seligkeit für die andere Welt liege. — Daß dieselbe so viel Widerspruch wach gerufen, damals wie jetzt, war es ein Wunder? Sagt, Freunde, wenn Christus in Kurland gewandelt hätte, wo doch Alles von Freiheit spricht, wäre er nicht gekreuzigt worden? Wahrlich — Christus leidet noch. Wie seine Worte gekreuzigt werden! Und warum das? Weil er ein bitteres Recept verschrieb: Selbstverläugnung und Liebe. Er wußte es, daß man die Körpercur mit der Seelencur anfangen müsse. Auch die Hypochondrie ist gemeinhin eine im Gemüth stecken gebliebene Sünde, die ich an mir selbst verübt. Giebt's

denn auch Sünden gegen mich selbst? Freilich, denn ich bin mir selbst der Nächste. Ihretwegen leiden wir die natürlichen Strafen. Denn keine unserer Handlungen, ja keiner unserer Gedanken ist kinderlos. Alle pflanzen sich fort und oft wird aus Einem Adam von Handlung eine ganze Welt der Sünde. Ich meine nicht die theologische Erbsünde, von der ich nichts halte, es sei denn, daß sie ein Bewußtsein von natürlicher Freiheit sei, mit der wir Alle auf die Welt kommen, vorzüglich ein Kurländer. Aber die Sünde — das sagt mir Christi Wort — steckt im eigenen Busen. Und ihre Folgen? — Ich sterbe ihretwegen täglich und suche mir oft durch Bewegung und ein Glas Wein die unruhigen Gedanken zu vertreiben, wenn das Gewissen mir in's Ohr raunt: du bist ein Selbstdieb! Ein Selbstmörder — das hoff' ich zu Gott — das bin ich nicht. — Wer aber nie an sich selbst gesündigt, der hebe den ersten Stein wider mich! Ich bitte — den Herrn Generalsuperintendenten nicht ausgeschlossen — ich bitte!"

„Noch Eins! Wir haben uns oft über das Gebet gestritten. Ich bin nur gegen den Mißbrauch. Wie viele bemühen sich oder gewöhnen sich's an, von Jugend auf Gott zu schmeicheln, d. h. dem Herzenskündiger mündlich Allerlei zu versichern, ob es ihnen gleich nicht so um's Herz ist; ihn mit den Lippen zu ehren und die Seele, sein Gnadenwerk, von ihm zu entfernen! Solch ein Beten halte ich geradezu für Menschentand. Wenn's mich innerlich angreift, schrei ich's aus, ohne daß ich rede und Menschen es hören. Ich bin zuweilen ordentlich böse auf den lieben Gott. Ich bekenne es frei, daß ich nicht danken, nicht beten kann, wenn mich Unglück trifft. Ich gebe aber auch zu, daß ich Manches in dieser Hinsicht von dem Herrn Pastor lernen kann und wohl auch eins mitbete, wenn's so die Gelegenheit giebt. Wenn

ich aber in der ganzen Welt Gottes Güte betrachte, die auch an mir so reich gewesen, so muß ich mitunter springen, als wollt' ich gen Himmel, so ein alter steifer Kerl ich bin. Da habe ich zuweilen Hymnenstunden, wo mir das Herz die Brust durchstoßen will.“ — —

„Aber solche Stunden sind selten. Jetzt in diesem Stande der Sünden zu leben, wiewgleich Kurland noch hie und da vermöge der herrschenden Freiheit mehr Aussicht zum Gnadenreiche hat, als ein ander Land, — was ist's mehr als Wüstenei? Man stirbt jetzt des Erdenleidens wegen gern, wenn gleich Krankheit und Schmerzen uns den Tod verbittern. Im Stande der Gnaden lernt man gern sterben. So lange ich hoffe, lebe ich. So lange ich seufze, hoffe ich. Ich bin der festen Zuversicht, daß mein Tod mich nicht aus der Fassung bringen werde. Alles ist leicht, nur das Leben nicht. Ein wahres Wort im Stande der Sünde! Gott sei mir Sünder gnädig!“ —

„Der Herr Pastor sagt: ich wäre leichtsinnig. Allein dieser mein Aufsatz mag selbst Richter sein zwischen ihm und mir. Seine Saat ist nicht auf einen Felsen bei mir gefallen. Ein Schwärmer bin ich nicht, der Alles gierig und heiß ist und sich total den Magen verdirbt. Ich möchte die Sachen verdauen und in Fleisch und Blut wandeln. Keinem werde ich meine Grundsätze nahe legen. Nie würde ich mit dem guten Pastor gestritten haben, wenn ich nicht der wäre, der ich bin. Auch scheint mir, daß es zuweilen nothwendig ist, nicht übereinstimmend zu denken. Die Wahrheit hat keinen größeren Feind und — keinen größeren Freund als die Uebereinstimmung. — Warum wir uns aber zehn Jahr abgefondert, begreife ich nicht bis diesen Augenblick!“ — — —

Hiermit will ich diesen merkwürdigen Aufsatz schließen, den man wohl schwerlich von einem Kurischen von Adel

erwarten sollte. Um so mehr vertiefte ich mich damals mit Wonne in denselben und verstand es vollkommen, daß mein Vater — nach Empfang solcher Worte — stracks den „Braunen satteln ließ“, um wieder gut zu machen, was er vielleicht mit durch seinen Eifer verschuldet. — —

\* \* \*

Wie schwer es mir ward, all' diese Nachrichten und Gedanken — die mich selbst so tief bewegten — dem Sohne des alten Geldern, meinem guten Junker Gotthard mitzutheilen, kann ich nicht beschreiben. Ich hatte schon lange in seiner Seele studirt. Ich ahnte, daß er es nicht fassen würde. Er hatte seinen Vater, glaube ich, nie gefaßt. Aber geliebt hatte er ihn innig und respectirt, geachtet vielleicht noch mehr.

Unvergeßlich wird mir der Abend bleiben, da ich die Nachricht von seines Vaters Tode ihm mittheilte. Er stand lange still da und stützte sich auf drei Finger seiner linken Hand — er hatte starke Finger — und blieb so eine Viertelstunde, nachdem er nur halblaut gesagt: „Er ist geborgen, Bruder! Was meinst du — ich — werde nicht alt werden?“ — Nach jener Viertelstunde sah ich ihn fortgehen in's Nebenzimmer und hörte ihn die Melodie murmeln: „wenn mein Stündlein vorhanden ist.“ — Dann kam er wieder und sagte: „Das Ende vom Liede, Bruder, ist — sterben. Wir leben für nichts und wieder nichts!“ „Eins kommt zum Andern“ — erwiderte ich. — „Es giebt auch schöne Tage in der Welt“ — fügte ich mit einem Seufzer hinzu. — „Summa Summarum, was ist das Leben?“ — sagte Gotthard schwermüthiger als ich ihn je gesehen; — und wie auffahrend fügte er hinzu: „Bei Gott, Bruder — das war ein Mann, mein Vater! Ich

will nicht ruhmredig sein. Ich werde nie werden, was er war.“ —

„Bruder“ — fuhr ich nach einer Stille fort — „ich ver-  
geße nie ihn und jenen prächtigen Alten mit dem Hand-  
schuh — den er jetzt mit Vor- und Zunamen kennt.“

Gotthard holte sich den Kalender und brachte ganz  
richtig heraus, daß sein Vater an dem nämlichen Tage ge-  
storben, da jener ehrwürdige Alte zum letzten Mal vom  
Gewächs des Weinstocks bei ihm getrunken. —

Mein armer Freund aß den Abend keinen Bissen. Gott-  
hard war ernst und feierlich; der gute Gottfried — außer sich.  
Er weinte laut. Junker Gotthard keine Thräne! Und im  
Schluchzen sagte der treue Diener, indem er seinem Junker  
beim Schlafengehen die Kleider fast herunterriß: „Man ent-  
geht mit Eins — allem Elend — wenn man stirbt.“ —  
Und indem er seinem Herrn das Kopftuch umband, sagte er  
kaum hörbar: „Ist's mir doch, als wäre es dem seligen  
Herrn.“

Ich weiß nicht, ob dieß Wort oder was Anderes der  
Drücker zur flinte gewesen. Junker Gotthard weinte, —  
aber heimlich. Er und ich hatten die Gewohnheit, aus dem  
Bette gute Nacht auszuwechseln. Dießmal hielt es lange  
an, ehe sie seinerseits zum Vorschein kam. Ich hörte ihn  
weinen. Spät kam die gute Nacht und so mit Thränen  
versetzt, daß ich selbst bewegt ward und kein Wort mehr  
sagen konnte als auch „gute Nacht“. — Wer sollte glauben,  
daß Junker Gotthard, dieser scheinbar rauhe Jüngling, auf  
diese Art gute Nacht sagen könnte!

Bald aber hörte ich ihn einschlafen, sehr fest. Am an-  
dern Morgen war er ruhiger. Wir konnten mehr über die  
Sache sprechen. Seine drei Hunde, die er nach dem Homer  
„Argos“ genannt und nur durch den Ton beim Rufen

unterschied, konnte er heute nicht freundlich ansehen. Er dachte wohl daran, daß der Selige es ihm verboten hatte, Hunde zu halten. So wie sein Schmerz nachließ, so nahm die Liebe zu den Hunden zu.

„Schmerz ist Seelenbewegung!“ — sagte ich ihm, als wir beim Frühstück saßen; — „nimm mir's nicht übel, Bruder, ich glaube die deinige hatte sie höchst nothwendig.“

„Ich gestehe es“ — antwortete der gute Mensch — „sie war der Stockung nahe. — Weißt du aber, — bei mir dauert's lange; — ich kann mich nicht so geschwind aufreuen als Mancher!“

„Desto besser“ — tröstete ich ihn — „daß du geweint hast! Daß du weinen konntest!“ —

„Aber weinen!“ — sagte er und wandte sich ab, um fortzugehen. —

Die Mutter hatte ihm die Trauer sehr pünktlich vorgegeschrieben. Wer aller dieser Trauergesetzgebung ungeachtet nicht trauerte, war Junfer Gotthard. Er wußte, daß sein Vater es nicht mochte und sagte zu mir: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen — Vater mehr als Mutter!“ —

Die Mutter hatte ihn zugleich aufgefordert bald heimzukehren. Auch das wollte er nicht recht. Da ich ihn, um ihn zu drängen, an die „liebe Kleine“ — an Korchen erinnerte, warf er den Kopf zurück. „Kinderspiel!“ — das war Alles was er sagte. Ich dachte doch: nachgerade — wenn er sie erwachsen sieht — wird's anders werden.

Junfer Gotthard ward, was er sonst nie gewesen, krank und konnte also nicht gleich reisen. Er blieb, wie er mir sagte, gern — meinetwegen. Und ich läugne es nicht, daß ich mich ihm und seinem Gottfried in dieser Vorbereitungszeit mehr widmete, als vor diesem. Auch sollten wir noch

durch ein tieferes Band, durch gemeinsame Heimsuchung mit einander verbunden werden. Denn nichts bindet so sehr, auch heterogene Naturen, als der Schmerz. Ist er doch edles Salz, um uns — das Leben schmackhaft zu machen. —

Nach der Trauerbotschaft von des alten Geldern Tode erhielt ich einen sehr kurzen, schmerzmüthigen Brief von meinem Vater. Hier ist er:

„Lieber Sohn. Deine Mutter schreibt dir oft und viel und unfehlbar auch von mir. Ich bin nicht mehr, der ich war. Es treten die Jahre ein, von denen es heißt: sie gefallen uns nicht. Das erstmal, daß ich klage. Stöhnen erleichtert den Schmerz, so wie Aufschrei beim Schreck natürlich ist. — Was hilft es, daß du früh aufstehst, sage ich mir, und lange sitzest und issest dein Brot mit Sorgen. Seinen Freunden giebt er's im Schlafe, im Tode. Leben und Tod liegt im Gemenge. Das hat mich wieder mein alter Freund Geldern gelehrt. Was thun wir im Tode? Wir legen bloß das Kleid ab, was Jedem zu enge ist. Ueber vierzig Jahre, wer wird von denen sein, die jetzt sind? Diesen Augenblick kann man deine Seele abfordern und was wird es sein, was du in der Zeit gesammelt hast? — Ich habe mich lange genug umgesehen, um von hinnen zu ziehen in's — Vaterland! — — Lebe wohl!“ — — —

Es war das letzte Lebwohl! Der Herr setze ihn über viel, diesen lieben Getreuen über wenig. Er ist eingegangen zu seines Herrn Freude. Amen. — — —

Ich kann nicht mehr als — Amen schreiben. Aus dem Original, das noch vor mir liegt, habe ich authentisch das letzte, letzte Lebwohl meinen Lesern mitgetheilt. Ich weiß es, daß sie es dem Herrn von Geldern nachsagen werden: „die Königin ist weg, das Spiel ist verloren.“ Der Trefflichste in diesem Buch und Lebenslauf ist gefallen. Meine

Leser haben ihn gehört und ich — ich habe ihn gesehen. Noch sehe ich diesen Mann. Jede Falte in seinem Antlitz — die beste Probe eines guten Alten — zeigte, wie gut er war. Denn die Falten formen sich nach der Seele, nach den Lieblingsmienen.

Er war ein seltener Mann. Sein Segen war die Wolken- und Feuer säule, die mich geleitete auf meinen Wegen. Meine Mutter schrieb mir über seinen Tod:

„Er starb am 24. Junius, des Abends um 9 Uhr — in seiner Lieblingsstunde. Er ging mit der Sonne unter. Es blieb unentschieden, wer schöner untergegangen. — In Abendroth gekleidet war die Wolke, die ihn zum Himmel nahm. Er starb wie er lebte. Kurland war sein Zoar, wo dieser fromme Lot Gnade fand vor Gottes Augen. Sein Vaterland habe ich auch in seinem letzten Augenblick nicht erfahren, so herzlich gern ich es auch in dieser Welt gewußt hätte. Er hat überwunden so manchen Hohn, der ärger ist als andere Leiden dieser Zeit, bei welchen wir in die Hände Gottes fallen. — Dein Großvater seliger, der allezeit Glückliche, machte, wenn er nachsann, kleine Augen. Dein Vater, der Vielgeprüfte, machte sie groß, wenn er nachdachte, wenn er mit der Seele wohin sah. Und da fielen dann Sonnenkörner, wie kleine Sterne, wie Sternschnuppen aus seinen Augen. Gott hat diese lieben Augen für diese Zeit geschlossen. Er gebe ihm den ewigen Frieden!“ —

Mein Vater starb, vollständig seiner selbst bewußt. Nur in Einer Stunde, in der er viel griechisch redete, schien die Einbildungskraft das Uebergewicht über die Vernunft gewonnen zu haben. Es währte indessen nicht lange und Alles war wieder an Ort und Stelle.

Er dachte an mich — wie meine Mutter schreibt — mit herzlichem väterlichen Segen. Meine Mutter bekannte

mir auch, daß sie ihn noch während seiner letzten schweren Krankheit mit der Frage gequält habe, ob es ihm nicht doch leid thäte, daß ich Alexander hieße. Er lächelte nur, statt zu antworten. Gern hätte sie ihn noch wegen seines Vaterlandes gefragt, wenn sie das Herz dazu gehabt. „Er sah aber schon so himmlisch aus, daß meine Liebe sich in Ehrfurcht verwandelte“ — schreibt sie. „Liebe fragt, Ehrfurcht merkt auf.“ — Er starb mit den Worten: „Nimm — meinen Geist — auf!“ Sobald er kalt war, sang meine Mutter das alte Pfingstlied:

Nun bitten wir den heiligen Geist  
Um den rechten Glauben allermeist,  
Daß er uns behüte an unserm Ende,  
Wenn wir heimfahren aus diesem Ende.  
Kyrie eleison! —

Ein Weib, wie meine liebe Mutter, war mit allen Wegen Gottes zufrieden. Der Lieblingspruch dieser Originalchristin war: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. — Nicht wie ich will, sondern wie du willst!“ — Wenn sie unter den Israeliten gewesen wäre, so hätte sie nach keinen Wachteln verlangt, obwohl sie ein Priesterweib und aus dem Stamme Levi war. Mit Manna hätte sie sich begnügt, so daß ihr nie die Fleischtöpfe eingefallen wären. Sie war nicht wachtellüstern. Viel für eine Pastorin! — —

- \* \* \*

Der Tod meines Vaters ging auch dem Junker Gott-  
hard sehr nah. Er drückte mir stumm die Hand. Seine um  
ihn besorgte Mutter hatte ihm wiederholt geschrieben, daß  
er heimkehren sollte. Da er jetzt wieder gesund war, wollte  
er aufbrechen. An einem regnißten Tage — nach Mittag —

schieden wir von einander. Unser Diener Gottfried sollte mit fort und hatte für mich etwas Schriftliches aufgesetzt, das er mir mit einer Art behändigte, die nicht zu beschreiben ist. Der gute Mensch wischte sich mit dem Ärmel die Thränen aus den Augen.

„Der Jüngling“ — fing Gotthard zu mir gewendet an — „lehrt den Mann, der Mann den Greis. So machen wir — Erfahrungen. Du sollst noch Freude an mir erleben, lieber Bruder!“ — „Gott segne dich, lieber Gotthard“ — sagte ich und konnte vor innerer Bewegung nicht mehr. — „Du — wirst dein Lebtag nicht Pastor werden“ — sagte er zu guter Letzt und reichte mir nochmals am Reisewagen die Hand.

Junker Gotthard wollte seine drei Hunde, die er, wie gesagt, allesammt mit dem homerischen Namen Argos rief und nur durch den verschiedenen Ton beim Rufen unterschied, durchaus mithaben. Nach einem kleinen Wortwechsel mit dem Postillon brachte er es durch Geld und gute Worte in einem Augenblick dahin, daß der Postillon diesen dreien Argos selbst ein Lager bereitete. Und nun ließ Junker Gotthard über und über blasen. Reise glücklich! —

Obwohl es mir schwer ward, mich von diesem rauhen, aber herzlich guten und ehrlichen Jungen zu trennen, empfand ich bei meiner damaligen Stimmung zum erstenmal die Glückseligkeit, allein zu sein. Daß Leute in gewissen Jahren zum Traualtar so schwer zu bringen sind, kommt, denke ich, daher, weil sie die Süßigkeiten des Einsiedlerstandes gekostet haben. Luther sagt, wenn ich nicht irre: „wo reiche Leute sind, da ist Theuerung; wo Menschenhilfe aufhört, da fängt Gotteshilfe an.“ Das sollte ich bald erfahren, da mich der letzte Schlag, die letzte schwere „Heimsuchung“ traf. —

Meine Mutter konnte sich schon nach Minens Tod nicht mehr recht erholen. Der Tod meines Vaters gab ihr den Rest. Ihr immerwährender Seufzer war: „Ach, wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue!“ Selbst den Balsam des schönsten Morgens athmete sie schwer ein. Das thränen schwere Veilchen gefiel ihrem Auge am meisten, weil sich „gleich und gleich so gern gesellen“ — wie sie mir noch in ihrem letzten Briefe schreibt: „Welke gelbe Blätter — das ist meine Wonne. Und Mine, Mine — ich kann dich nicht vergessen. Ich, die ich keine Fliege auf dem Rücken liegen sehen konnte, wenn sie an's Fenster prallte und sich den Kopf stieß; ich, die ich gern ihr aufhalf, ob-schon sie mich oft aus der Melodie sumsete, ich — habe un-schuldig Blut verrathen! O Mine, Mine — ist es ein Wunder, daß mir sogar der Blüthenschnee wie ein Leichen-tuch vorkommt?“ —

Das war die anhaltende traurige Lage meiner Mutter um Minens willen. So blieb sie bis in den Tod. Sie war nicht mehr die Sanftfließende. Alle Augenblick schlug sie Wellen. Sie lag nicht still auf der Seite. Sie riß das Deckbette.

Es ist ein eigenthümlich Ding um das Gewissen. Es giebt ein Lebens- und Sterbensgewissen. Das letztere ist besonders zäh und läßt sich schwer beruhigen. Auf die Frage, was ist Freiheit, antwortete jener Weise: — ein gut Gewissen! — „Mein Gewissen“ — schrieb meine Mutter — „beißt mich meines ganzen Lebens halber. Das Gewissen, wie du selbst es wissen wirst, lieber Sohn, geht von unten, ungefähr um den Magen herum, in die Höhe. Oben hält es sein richterliches Amt, unten ist sein Schlafstübchen. Wenn es aufwacht zum harten Criminalurteil, wie brennend sind seine Tritte! Wie glühend Eisen geht's in die Höhe.“ —

„Eine verstimmte Pflife“ — schrieb sie mir ein ander-  
mal — „verdirbt die ganze Orgel. Bei mir ist mehr als  
eine in Unordnung. Wer kann wissen, wie oft er fehle?“

So ging meine Mutter in Gedanken in ein Carthäuser-  
Kloster und sah es ein, daß der Mensch, auch bei den besten  
Empfindungen, unmöglich mir nichts dir nichts sterben könne.  
Und doch waren ihr bei ihrem lebendigen christlichen Glauben  
die „vier letzten Dinge“ wie sie sie nannte, Tod, Auferstehung,  
jüngstes Gericht und Ende der Welt — die liebsten Gesprächs-  
gegenstände. Wer ihr einen Liebesdienst erweisen wollte,  
mußte von diesen vier letzten Dingen mit ihr sprechen.

Auch half ihr, nach meines Vaters Tode, die große  
Arbeitslast, die auf ihr lag. Sie wußte wohl, daß die  
Weiber schweigen müssen in der Gemeinde. Aber um die  
vicarirenden Confratres nicht zu sehr zu beschweren, setzte  
sie den Unterricht der Katechumengen fort, zeichnete die Beicht-  
kinder an, ermahnte und tröstete sie, nachdem es ihr Seelen-  
zustand wollte.

In allen Seelencuren war sie so glücklich, daß das ganze  
Kirchspiel zu ihr ein unumschränktes Vertrauen hatte. Ja  
die ganze Gemeinde — den Adel nehme ich aus, der zum  
Theil sein Gespötte mit ihr trieb — hätte meine Mutter  
gern in die Stelle ihres Mannes zum Predigtamt berufen,  
wenn nicht das Geschlecht ihr entgegen gewesen wäre.

Das Pastorat blieb wie gewöhnlich lange erledigt und  
meine Mutter hatte also Gelegenheit, ihre Gaben in mancherlei  
Art unter die Kirchspielsleute zu bringen. Da zersprang  
unter ihrer geistlichen Arbeit ein felsenhertz, welches viel-  
jährige Boshheit gehärtet hatte; da thante der Frost wie vom  
Märzsonnenschein auf, wenn sie ermahnte und tröstete. Man

fand das kunstlose Alterthum, wenn man sie sah. Ihre sehr treuherzige Art zog ihr alle Herzen zu.

Namentlich lag der Krankenbesuch ihr am Herzen. So kam sie einmal zu einer schwer darniederliegenden Fieberkranken. Diese reichte meiner Mutter die Hand und — mit derselben den Tod. Mit einem Schauer trat es ihr in alle Glieder. Sie ward schwer krank und kam seit jenem ansteckenden Handschlage nicht mehr aus dem Pastorate, welches jener Candidat mit den langen Manschetten stellvertretend verwaltete, nicht gerade zur Freude meiner Mutter, da sie ihn wegen seines „dreigliedrigen Segens“ nicht leiden mochte.

In dieser Zeit des Siechthums ward sie von einer Pastorenwittwe gepflegt, die mir treulich über die letzten Tage und Stunden meiner Mutter berichtet hat. Von ihr habe ich das, was ich meinen Lesern noch erzählen will; es steht Alles so lebhaft vor mir, als wäre ich Augenzeuge gewesen.

„In Betreff ihrer Krankheit“ — schreibt mir jene Wittwe — „so verstellte sie nicht ihre Geberde.“ Meine Mutter hatte, wie der Graf von Siechenau in Preußen, das himmlische Heimweh, nur mit dem Unterschiede, daß es beim Grafen eine lang zehrende, bei meiner Mutter eine hitzige Krankheit war.

Der Gedanke an Mine quälte sie zwar noch. „Auf solche Sünde steht Gewissensbiß in der vorletzten Stunde“ — pflegte sie zu sagen; — „aber die letzte“ — setzte sie hinzu — „wird heiter sein.“ — In einer schweren Stunde der Aufsechtung sagte sie in Rücksicht der, wie sie meinte, schon erkämpften, aber jetzt sie wieder fliehenden Ruhe mit angstvollem Ausdruck: „Ach — Ach! wie gewonnen, so zerronnen!“ — Indessen wurden ihre Hände bald, bald wieder

gestärkt, die strauchelnden Kniee erquickt und der zerbrochene Rohrstab geleimt; — ihre blutrothe Schuld ward dann wieder schneeweiß. —

Noch eine Besonderheit muß ich erwähnen, welche im ganzen Leben meiner Mutter, aber namentlich in ihren letzten Tagen deutlich hervortrat. Sie hatte die merkwürdige Gabe, einige geheime Dinge, als z. B. Diebstähle, die wie eine Pest im Verborgenen schliefen, an's Licht zu bringen, indem sie es dem Schuldigen auf den Kopf zusagte. Und wo sie so anklopfte, ward ihr aufgethan, d. h. es erfolgte meist ein offenes Geständniß. Diese Prophetengabe steigerte sich in ihren Krankheitstagen. Sie behauptete — wie mir die Pastorenwittve berichtete — daß sie solches nicht durch Träume erführe, sondern durch ihren „Schutzengel“. Ueber diese Materie hatte sie überhaupt ihre sonderlichen Gedanken. Sie hielt die Schutzengel für unsere Vormünder und Curatores und besprach sich in der Stille mit dem ihrigen. Wenn der Candidat mit den langen Manschetten dagegen ankämpfte, sagte sie: „Ach was! Wir wissen bei der Menschenseele in unserem eigenen Hause nicht, wer Koch oder Kellner ist, und wollen über jene Einwohner der himmlischen Welt aburtheilen! Was ich weiß, — das weiß ich!“ — Und ohne weiter den „Schriftgelehrten“ zu widerlegen, gab sie nicht undeutlich zu verstehen, daß sie mit ihrem Schutzgeist bekannt zu werden Gelegenheit gehabt. Und wenn Jemand mit ihr ganz allein zu sein oder zu sprechen wünschte, sagte sie rasch: „Kann nicht sein! Gott ist bei uns und meinen Schutzengel kann ich nicht gehen heißen.“ — „Bleib, Lieber!“ — pflegte sie dann in stiller Vertraulichkeit ihrem Schutzgeiste zuzuraunen, wenn die Person, so mit ihr reden wollte, ihr unheimlich oder als eine ungläubige oder gottesläugnerische bekannt war.

Drei Tage vor ihrer Auflösung verließ sie die Gabe der Weissagung, der „Geist der Kraft und Macht“, wie sie sagte. Die Flügel der Morgenröthe sanken. Es war dieser Tag Minens Sterbetag.

Da ließ sie Hermann, den alten Herrn, zu sich rufen. Dieser war nach Minens Tode ganz zusammengeschrumpft. Herr von Eckhoben hatte sich von ihm zurückgezogen, um sich selbst aus der Schlinge zu ziehen. Magdalene schien ihn nicht aufgeben zu wollen, da sie gern Frau eines Eiteratus werden wollte. Hermann aber hatte die Lust verloren, nachdem ihm meine Mutter sehr ernst zugeredet, ja ihm Himmel und Hölle vorzustellen gesucht hatte. Auch versprach sie ihm Nahrung und Kleider, und der alte Herr von Weesen zahlte ihm eine Jahrespension. So machte denn Hermann Buße und Glauben durch das gute Werk thätig und entsagte Denen. —

Nach dieser Zeit mußte ihn meine Mutter oft trösten, nachdem sie dem tochterlosen Mann Alles aufgedeckt. Er ging krumm und gebückt und war den ganzen Tag traurig. In der Kirche an der Orgel war der Tremulant sein Hauptzug. Und seine größte Strafe — wie meine Mutter bemerkte — war eine stete Furcht vor dem Tode: — nicht weil es ihm in der Welt gefiel, sondern weil ihm angst und bange wurde bei dem Gedanken, seinem Weibe und seiner Tochter unter die Augen zu kommen. So lebte Hermann nicht viel anders als ein Carthäuser, hatte nicht Lust und Liebe mehr, seitdem er den Kinderunterricht aufgegeben, seine Handwerke zu betreiben und weinte oft ungesehen. Indessen blieb etwas in seinem Auge, das man ein Kainszeichen nennen konnte. O — dergleichen haben Viele!

Noch nach dem Tode meiner Mutter empfand er ihre milde, kalte Hand, da sie ihm — aus Rücksicht für Minen —

etwas vermacht hatte. Auch erhielt er von Benjamin, der nach seiner Genesung von jener schweren Fieberkrankheit in preussische Dienste gegangen war, alljährlich hundert Thaler zugesandt. Trotz alledem überlebte er meine Mutter nicht lange. Jedesmal, wenn er jenes Geld erhielt, fiel er so tief in Gedanken, daß er stundenlang dasaß, ohne sich zu rühren. Nur der eine Fuß bewegte sich, wie beim Töpferhandwerk, hin und her. All seine Aufgeblasenheit war dahin, sowie seine Einfälle aufgehört hatten. Er war — in wirklichen Wahnsinn gefallen! Welch ein Unterschied gegen eine — Linderkrankheit! Drei Tage vor seinem Ende soll er vernünftig gewesen sein. In den Anfällen von Raserei hat er sehr laut Benjamin gerufen, Mine aber so hohl als dürste er nicht. Dann starb er — einsam und von Allen verlassen. Gott erbarme sich seiner! —

Nachdem meine Mutter den alten Hermann gesprochen, ward sie von Tag zu Tage schwächer. Der Geist immer noch willig, thätig, kräftig, — das Fleisch schwach. Sie war oft, wie abwesend, wie außer dem Leibe. Dann war ihr's, als hörte sie Mienen singen. — „Hört doch, hört“ — rief sie in ihrer Fieberhitze — „hört sie singen! Sie ist des alten Herrn Tochter nicht mehr; sie ist meines Mannes Tochter und ihrer Mutter Tochter! O wie schön sie singt: Es ist das Heil uns kommen her! Wie eine Lerche wölbt sich ihr Gesang, wie eine Wachtel fällt er! Da steht sie — wie ein Stern ob meinem Haupte — o des schönen, schönen Morgensterns!“ Sie sang selbst leise:

Also werd' ich auch sehen,  
Wenn mich wird heißen gehen  
Mein Gott aus diesem Jammerthal. —

Und fast flüsternd und halbbewußt setzte sie hinzu: „aus —  
«Nun ruhen alle Wälder» von Paul Gerhards.“ —

„Ach Kinder, Kinder“ — rief sie nach einer Weile — „Gott läßt uns sinken, aber nicht ertrinken! — Ich weiß, ich weiß — ich habe viele Einfälle und Ausfälle gehabt — ach Gott, ach Gott! Wenn der Klügste Alles, Alles berichten sollte, man würde ihn des Irrenhauses schuldig erachten!“ — Sehr gelassen stimmte sie dann an:

Was willst du, armes Leben!

„Ja wohl, armes, armes Leben — noch tausendmal ärmer, wenn wir — nicht singen könnten. Und wie schön, — daß so Viele zusammen singen und klingen können. Wollten sie zusammen reden — wie machte sich das! Prosa ist leutscheu, einsiedlerisch, tückisch — aber Gesang ist gesellig. Wie wird es klingen im himmlischen Chor! — Meine Stimme ist schon begraben. Aber sie wird auferstehen im ewigen Leben.“ — Und kaum hörbar summt sie noch das Lied — es war ihr letztes:

Die Welt ist mir, ich ihr nicht gut;  
Mir ehelt Alles was sie thut;  
Was kann sie mehr als frommen schmähen?  
O nimm mich, nimm mich hin in's Grab,  
So sterb' ich meinen Sünden ab  
Und werde sauber auferstehen!  
Komm so, mein Tod, — und sei gegrüßt,  
Der mehr als tausend Leben ist! —

Nachdem sie eine Weile ganz still gelegen, bat sie die Pastorenwittwe, die ihr stets Diakonissendienstleistungen leistete, den benachbarten Amtsbruder rufen zu lassen. Von ihm, nicht vom Candidaten, wollte sie die Communion empfangen und zum Sterben eingeseignet werden.

Bis der Pastor kam, bat sie die Gesellschafterin, ihr die Füße zu waschen. Das war meiner Mutter Gewohnheit vor jeder Communion. Dabei ließ sie sich Joh. 13 vorlesen und dachte bei solchem Fußbade an „die Reinigung der Seelen, ohne welche Niemand wird Gottes Angesicht schauen“.

Nach dem vollendeten Fußbade faltete die Gewaschene die Hände und sprach: „Das Lamm mitten im Stuhl wird sie weiden und leiten zu dem lebendigen Wasserbrunnen. Und Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen.“ flüsternd fügte sie hinzu: „Offenbarung Johannis das neunzehnte Kapitel vom siebenten bis zum neunten Vers!“

In dieser fußgereinigten, geduldigen, nachgebenden Lage traf sie der Pastor. Meine Mutter hielt eine Beichte, die sie aus dem Innersten des Herzens nahm. Mine war Anfang und Ende. Nach mancherlei Herzensnöthen schloß meine Mutter mit den Worten: „Gott helfe meiner Schwachheit! — Amen.“

Mit welcher Inbrunst empfing sie die Communion! Sie aß und trank Trost und Beruhigung. Von dieser Minute ab klagte sie nicht mehr über Angst. Sie ward von Stunde zu Stunde schwächer; ließ sich aber doch noch die Leidensgeschichte Christi vorlesen aus allen Evangelisten. „Wir sollen“ — sagte sie — „des Herrn Tod verkündigen, bis er kommt.“ — —

Es war ein Sonnabend. Sie glaubte, daß sie den andern Tag sterben würde. Ihr ganzes Leben, wie wir wissen, war Ein Sonnabend. Nun ward aus Sonnabend Sonntag. Die Nacht, die dazwischen lag, hatte sie noch die entsetzlichsten Schmerzen. Um vier Uhr in der Nacht waren dieselben gewichen. — „Der Schmerz ist weg“ — flüsterte sie — „aber die Seele, die Seele thut mir sehr, sehr wehe! Sie hat sich — an die Melodie des Körpers zu sehr gewöhnt.“ — Stoßweise kam noch die Angst. Sie verlangte das Lied: „Herr Gott dich loben wir“ — und ließ sich — singen konnte sie nicht mehr — die vierte Strophe vier Mal — nach der Zahl der vier letzten Dinge — vorsingen:

Behüt' uns heut, o treuer Gott,  
für alle Sünd' und Missethat.  
Sei uns gnädig, o Herre Gott!  
Sei uns gnädig in aller Noth!

Da sah sie plötzlich zum Fenster hin. Das Zimmer schien ihr so dunkel. Die Pflegerin mußte den Vorhang an dem Fenster, wo die Sterbende lag, mitten entzwei reißen. „So, so“ — sagte sie — „so reißt's hier, hier! — Licht, Licht!“ rief sie. — Der Vorhang ward weggezogen. — Sie sah Licht. „Grün, grün“ — lispelte sie — „Frühling! So schönes Grün als das Taufwassergrün. — Paradies!“ — Sie ward wieder still und ließ sich ein Crucifix dahin setzen, wo der Vorhang gerissen war. Sie sahe es lange starr an, verlangte es dann näher, näher, faßte es krampfhaft mit beiden Händen, drückte es an ihr Herz mit den Worten, die sie auffallend vernehmlich sprach:

Wenn mir am allerbängsten  
Wird um das Herze sein,  
So reiß mich aus den Angsten  
Kraft deiner Angst und Pein! —

Dann brach sie ohnmächtig zusammen und verschied. Ihre gewaschenen Füße lagen in's Kreuz. So im Kreuz mit Händen und Füßen wollte sie auch begraben werden. —

Beim Begräbniß war die ganze Gemeinde, jung und alt, gegenwärtig. Man trug den Sarg ihrer Bestimmung gemäß durch die ganze Kirche. „Bei Nummer 5“ — hatte sie gesagt — „bitte ich anzuhalten;“ und dabei sollte die Gemeinde singen:

Mein Mund wird nichts als lachen,  
Und meiner Jungen Klang  
Wird lauter Lieder machen,  
Gott, unferm Heil zu Dank.

Nach der Rede über den von ihr gewählten Spruch:  
„Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist  
in dem Schwachen mächtig,“ ward der Sarg neben meinem

Vater in die Erde gelegt. Man hatte keine Schaufel nöthig, sie zu bedecken. Jedes warf eine Handvoll sanft auf ihren Sarg.

Ruhe sanft, theure Mutter — du kindlich frommes, edles Weib! Wahrlich, du warst wie ein schöner nordischer Maitag. Eine grüne Taufwiese warst du, ein holdes Thal, das einen Berg zum Nachbar hat, ein Lied im höheren Chor, ein Sonnabend, auf den ein Sonntag folgt! Eine Glorie von hellem Mondschein war hier dein Theil. Dort bist du gekleidet in die Sonne der Gerechtigkeit. Sümpfe zu verurbaren, gemeine Seelen zu adeln, in den Schwachen mächtig zu sein, so wie Gott es in dir war, das hieltest du für deinen Beruf. Du bist eingegangen zu deines Herrn Freude. Gott webe seine Hand über deinem Staube! —

Ihr Todtenglocken, klaget laut und wimmert nicht so dumpfig, so innerlich, daß es Mark und Bein durchtönt. Rufet es aus, damit jedes, Klein und Groß, wisse woran es sei: Vater todt! Mutter todt! Alles todt! — Unsere Kirche daheim eine vater- und mutterlose Waise!



## Sechstes Kapitel.

### Heimathlos.

Nach Kurland konnte und wollte ich nicht. Durch Minens Testament und durch ihr Andenken fühlte ich mich gebunden und verpflichtet, nichts gegen Eckhoben zu thun. Aber so weit hatte ich mein wogendes Herz noch nicht bezwungen, daß ich mit jenem Menschen Eine Luft hätte athmen oder gar ihn sehen können, ohne — ja ich weiß nicht was zu thun. Mir erzitterte jede Nervenfasern, wenn ich an ihn nur dachte.

So war mir die Heimath verleidet, obwohl eine dunkle Erinnerung, welche im tiefsten Grunde meiner Seele erwachte, mich doch auch wieder hinzog. Junker Gotthard — so dachte ich — wird wohl die „liebe Kleine“ jetzt wieder-gesehen haben und anderer Meinung geworden sein. Das „Kinderspiel“ wird sich in Ernst gewandelt haben. Ich hätte gern darüber eine Gewißheit gehabt.

Aber nein, nein — jetzt noch nicht, rief es in mir. Fort, fort — in die weite, weite Welt! Heimathlos, wie du bist, findest du vielleicht im Schlachtengewühl eine Heimstätte! —

Soldat also! — — Daß ich mich nach dieser Lebensart, schon da Mine todt war, herzlich gesehnt, ist ein Umstand, den ich, zur Steuer der Wahrheit, sonder Arglist und Gefährde, hie und da schon meinen Lesern zu erkennen gegeben. Daß mein seliger Vater durch seine Denkfungsart vielfach diesen Weg bei mir eingeschlagen, daß er mich mit zum Soldaten erzogen, brauche ich hier nicht nochmals zu bemerken. Nie aber würde ich jene Sehnsucht befriedigt haben, wenn es nicht dem Herrn über Leben und Tod gefallen, meine liebe theure Mutter aus der streitenden Kirche dieser Welt in die triumphirende zu versetzen. Schon in meiner frühesten Jugend erinnere ich mich, daß sie oft mit meinem Vater diese Streitfrage erörterte, wenn er auf die himmlischen Heerschaaren hinwies, auf Gottes „starke Helden“ und „edle Streiter“ und auf jenen Engel des Herrn, der in einer Nacht einhundertfünfundachtzigtausend Mann schlug. Meine Mutter blieb bei ihrer Meinung, das sei „durch eine feldpredigt“ geschehen. Und wenn mein Vater an den „Cherub mit dem Schwerte“ erinnerte, fiel meine Mutter mit dem Spruch ein: „Ja — aber wer das Schwert nimmt, wird durch's Schwert umkommen.“

Troßdem daß all diese Erinnerungen in mir aufstiegen, bin ich noch nie über etwas so stimmig gewesen, als über die Ausführung meines damaligen Entschlusses, Soldat zu werden. Es war mir göttlicher Ruf. Es war Alles Ja und Amen in mir! —

So lange die Welt so ist, wie sie ist, scheint der Soldatenstand so etwas Männliches, so etwas Rüstiges an sich zu tragen, daß ich keinem jungen Menschen, falls er nicht eine Mine hat, verarge, wenn er dem Kalbfell folgt. Man sieht den Krieg als einen Staatsaderlaß an und vielleicht nicht ohne Grund. Mir sollte er zum persönlichen Aderlaß

werden. Ich dachte es mir als Wonne, mein Blut für eine große Sache zu verströmen.

Aber wo? — Der preussische Dienst hatte so viel Anziehendes für mich, daß ich lange kämpfen mußte, wo ich den Tod, den lieben Tod suchen sollte. Eigentlich ist man doch Soldat — für's Vaterland. Da Kurland indessen kein Vaterland ist oder da Kurland keine Soldaten hält, so war mir die ganze Welt offen. Der königliche Rath, mein Freund Friedeborn in Königsberg, hatte mir oft von der „überwiegenden Würde eines preussischen Soldaten“ geredet. Aber da lag kein Krieg vor, der mich irgend hätte begeistern können, während in Rußland, dem Nachbarstaate, eben der Kampf gegen die gewaltsamen Moslems entbrannt war, ein Kampf für die Freiheit der Unterdrückten, für die Rechte der Christen, der Griechen! Außerdem gab auch mein Freund den Russen ein gutes Zeugniß. Ein Verwandter von ihm, der während des dritten schlesischen Krieges in Preußen den Russen zu huldigen verbunden gewesen, hatte viel Liebes und Gutes von diesen „guten Feinden“ genossen. „Alles“ — fügte er hinzu „alles Werthvolle und Gute hatten die Russen von uns. Wer weiß es nicht, daß die Russen trefflich nachzuahmen verstehen?“ —

Dazu kam, daß die Russen von Riga aus den Kurländern in die Fenster sehen, und daß Katharina, die große Kaiserin, unwillkürlich eine begeisternde Macht ausübte auf Jeden, der von ihren gewaltigen Weltplänen hörte.

Das erste Wort in meiner Gedankenreihe war also: Russen! das zweite: Krieg! und das dritte: Türken! So viel Worte, so viel Gewichte in der Wagschale. Die Türken gaben den Ausschlag. Selbst mein Vater wäre wider die Türken als Feldpropst gegangen und hätte bald, wie ich fürchte, seine Bibel mit dem Degen vertauscht. Nach seiner

angestammten Milde hatte er keinen Feind in der Welt als — die Türken. Und darin hätte ihm sogar meine Mutter — schon wegen des bekannten Luther'schen „Kinderliedes“ — beige stimmt. Als Protestant, sage selbst, liebe Mutter, was konnte ich anders als Soldat werden? Galt es doch als eine Hauptaufgabe in der erneuerten, in der reformatorischen Welt zu steu'rn „des Papst's und Türken Mord“. Ich folgte nicht dem „Kalbsfell“, sondern der Todesfahne, in der ein Kreuz hing, dein Lieblingszeichen, theure Mutter. So und nicht anders konnte mir der Soldatenstand willkommen sein. Ich wollte — das weiß Gott — keinen Bürger kränken, keinen Unschuldigen schädigen. Siegen wollte ich oder — sterben. Ehre mischte sich mit in meinen Entschluß; und wo ist sie nicht, wenn was schmeckt? Ich war nicht verliebt in mein Leben; allein ich wollte es auch nicht um ein Einsengericht dahingeben.

Ich reiste ab aus Göttingen, ohne von irgend Jemand Abschied zu nehmen. Selbst in Preußen vermied ich es wohlbedächtig, die alten bekannten Stellen aufzusuchen. Ich wollte stark sein und keinerlei Nebenrücksichten aufkommen lassen. Selbst an dem mir heiligen Grabe reiste ich rasch vorbei. — —

Ich kam in's russische Lager zu einer theuren Zeit. Die Türken hatten alle Lebensmittel aus der Moldau ausgeräumt, um das Bahnmachen, um das Vorrücken zu behindern. Solche Zäune sind im Kriege die gefährlichsten.

Fürst Gallizin — sein Name sei in der Geschichte ehrwürdig — ließ zwei Brücken über den Dnjestr schlagen und brach auf mit uns.

Die Hauptmaxime des Krieges ist freier Kopf und freie Füße. Sich den Feind vom Leibe halten ist im Großen und Ganzen mehr Sache des Glücks. Was kann meinen Lesern

mit Schärmügel- und Schlachtrifsen gedient sein? Daher vorwärts — mit Extrapost!

Ich war bei dem Treffen, da es zwischen dem Vortrab des Fürsten Prosorowsky und dem ottomanischen Haufen, der von Karaman Bassa angeführt wurde, zum Angriff kam. Ich war bei der Belagerung von Chozim. Ueberall drängte ich mich in die Avantgarde. Mein lebensgleichgültiges Herz hatte mir den Uriasbrief geschrieben, — die Ehre hatte ihr großes Siegel mit einem Adler draufgedrückt. Bei Chozim gab mir der Tod, mit dem ich wie mit einem guten Freunde umging, nur die Hand. Zur Heimath wollte er den Heimathlosen noch nicht führen. Ich ward nur durch den Arm geschossen. Und merkwürdig genug! Ich kam dieser Armkugel nicht in den Weg d. h. ich sagte nicht, du irrst dich, hier ist der Fleck — auf's Herz zeigend. Es ist und bleibt ein besonderes Ding, das Leben, auch wenn man eine Gemüthskrankheit hat, die das Leben schwarz wie die mondlose Nacht und den Tod weiß wie einen schönen Lenztage poetisch verkünstelt. Es ist doch das Leben, worauf es abgesehen ist. Und ich war ganz froh, so abgekommen zu sein. Ich kann nicht sagen, daß ich Mienen darüber vergaß. Aber Einbildung und Wirklichkeit, Gedanke und Handlung sind sich oft so entgegen wie Feuer und Wasser. —

Ein Armbruch ist im Kriege ein Uderlaß. Ehe ich's selbst dachte, war ich wieder da und froh, daß ich als Dienstfähiger da war. Gallizin, unter dem ich's bis zum Hauptmann gebracht, übergab das Commando dem trefflichen Romanzow. Auch er verdient einen großen, undanklichen Platz in der Geschichte. Persönlich stand ich unter dem braven General Elmpt bei der Einnahme von Jassy. Hier erlebte ich den großen Sieg, da das ganze türkische Lager erobert ward. Da sah ich den Prinzen Wilhelm von Braunschweig

siegen. Warum konnte der prächtige Mensch nicht auf dem Schlachtfeld sterben, warum mußte dieser Held nach dem Siege von einer Civilkrankheit weggerafft werden? Ich erinnere mich noch, wie mir sein Tod nahe ging, hauptsächlich weil es ein Bett-Tod war. Kein Held sollte einen Civiltod sterben.

Romanzow commandirte mich zum Panin'schen Corps. Da sah ich Bender mit Sturm erobern. Es war Ein schrecklicher Wirbelwind. Ob es gleich nur Türken galt, wandte ich doch mein Auge von der Plünderung. Die Haare standen mir zu Berge über diese Unmenschlichkeiten. Mein Herz rief wehe! — über sie. Der Bericht über dieselben soll nicht meinen „Lebenslauf“ hier verunreinigen! —

Romanzow hatte mich persönlich kennen gelernt und wünschte während der nun eintretenden Ruhezeit ein paar vornehme, jugendliche Russen mir auf die Seele zu binden. Sie sollten nicht an der Schnur eines eigentlichen Unterrichts einhergehen. Vor solchem Garn seien sie schon gewesen. Ueberhaupt, meinte Romanzow, seien die Russen es gewohnt, die Antwort aus der Frage zu nehmen d. h. par force zu jagen nach der Regel: reim dich oder ich freß dich. „Durch Umgang“ — sagte er zu mir — „wünschte ich, daß Sie dann und wann einen Funken ihres natürlichen Verstandes in das Herz und die Seele dieser Jünglinge fallen lassen. Zünden wird es, hoffe ich.“ —

Es waren ein paar allerliebste junge Helden. Sie wußten vom Kriegshandwerk mehr als ich. Indessen sollte ich sie in die Geschichte und Philosophie tiefer einführen. Sie schlossen sich bald so fest an mich an, als brauchten sie über Alles, was sie wußten, meine Bestätigung. Die Russen ziehen selten aus dem Kern etwas groß. Alles wird mit der Wurzel verpflanzt. Ich legte es nach Kräften darauf

an, in den Herzensacker dieser beiden Jünglinge die besten Samenkörner aus meines Vaters reicher Scheuer zu pflanzen. Und ich hatte die Freude, daß manches Korn aufging.

Ich sprach zu ihnen viel von dem Unterschied des deutschen und russischen Militairs. Ich war für Soldaten von deutschem Schrot und Korn. Und — Gnade Dem Gott, der sich unterstand, mir den Deutschen zu verargen! Das thaten auch meine beiden jungen Freunde nie.

Sehnlichst wünschten sie, daß auch im Felde Lustbarkeiten, Bälle und Theater erlaubt wären. Ich schlug es ihnen rund ab. Im Felde muß man dessen stets gewärtig sein, daß im Kampf der Ehre und Liebe wir selbst im fünften Act stehen und den Tod nehmen müssen, wie er kommt. Im Felde muß man Flinten blißen sehen und Soldaten Volkslieder singen hören. Ein Marsch, ein Feldgeschrei — das ist Alles, was hier von Instrumental- und Vokalmusik erlaubt ist. Und gute Mannszucht ist Strenge. Wo die nicht ist, wie kann da wahre Güte sein? Liebe ohne Gerechtigkeit ist ein Uding.

Viel sprachen wir von der Todesfurcht, dem Hauptfeinde des Soldaten. Manche meinen, daß man dazu vom Stoicismus Handgeld genommen haben muß. Das mag eine sehr erhabene philosophische Sekte sein, entwickelte ich meinen Schülern. Aber — enthalte dich von allem Gewissensvorwurf, wenn du wider deine Feinde ausziehst, sicht für eine gerechte Sache, lerne zu rechter Zeit und in rechter Weise retiriren, halte dich an strenge Regeln — das hilft Alles wider die Furcht.

Bei mir hieß es, in Rücksicht auf meine Herzengeschichte: die Liebe treibet die Furcht aus. In Wahrheit — ein großes Wort! Der ist gewiß unschuldig, der keine Furcht hat. Die Flamme, die nur vom Wind angefacht wird, verfliezt bald.

Auf's innere Feuer kommt es an. Wer nach Grundsätzen oder aus Begeisterung herzhafte ist, wer nicht schönen Gewinnstes oder Zeitungsewigkeits halber die Waffen ergreift, was kann den stören? In allen Sachen Herz zeigen, heißt ein großer Mann sein.

Hand in Hand ging ich mit meinen beiden Kriegskameraden in's Feuer, wenn's galt. So war's vor Bukarest! — Bukarest! — Mit welchem Herzen schreibe ich diesen Namen! Einer meiner Jünger starb hier einen schönen Tod vor meinen Augen. Gott! welcher Blick er mir gab! Du hast mir meinen Unterricht herrlich bezahlt. Ein unaussprechliches Honorarium! Kein König kann so lohnen. Seinem Milchbruder, dem jungen Kameraden, konnte er noch die Hand reichen. Mir nicht. Wir waren zu weit auseinander. Da wollte er mir seine Liebe noch sterbend beweisen. Er riß die Hand, die er auf's Herz gepreßt hielt, von der Wunde los, winkte mir einen Abschied und besprengte mich mit seinem Blute! — Den Abend vorher hatten wir viel vom Tode gesprochen. Er war der froheste unter uns. Gern hätte ich den hochgeborenen Todtengräber hergewünscht, um diese und so manche Sterbescene zu besichtigen. Da wäre er von seiner irrigen Meinung abgekommen, daß der Heldentod, der Feldtod, wo der Mensch nicht Zeit und Raum habe sich in Ordnung zu legen, ehe er dahin fährt, keiner Observation werth sei. Hier ist die große Welt des Todes.

Gott, o Gott! Wann kommt dein Reich, das Reich des Friedens! Wahrlich der Krieg, auch wo man ihn schulmäßig zu rechtfertigen sucht, — ist und bleibt ein übertünchtes Grab. Kein Irrthum kann so übertüncht werden, als die Idee vom Kriege.

Bukarest — schrecklicher Name! — sage ich noch einmal. Das war der Ort wo auch ich — den Tod fand? —

Ach Gott, nein — nein, aber tödtliche Wunden davontrug, während meinem anderen Lehrling die Brust contusionirt wurde. Alles gab mein Leben auf. Mir war der rechte Armknochen zerschmettert und außerdem hatte ich eine Quetschung an der linken Seite. Mein Sterbelager im Lazareth war vier Schritt von dem meines jugendlichen Genossen. Für mich eine halbe Welt. Ich konnte ihn kaum mit meinen Augen erreichen, als dieser mein zweiter Lehrling acht Tage darauf starb.

Mein Arzt verbot mir sogar, ihm Trost zu spenden. Wie konnte ich ihn aber ohne den sterben lassen? Mehr aber vermochte ich nicht, als ihm einige Worte des Lebens zuzuflüstern. Ich sah an seinem Kopfnicken, daß er mich verstand und mir dankte. Oft wenn er lechzte, — wie gern hätte ich ihm ein Glas Wasser gereicht! Kommt' ich denn? Da lag ich selbst — noch ärger als todt. So etwas, Freunde, wer kann es erzählen? Ich bitte euch, laßt mich — ich kann nicht mehr. — —

Meine beiden Freunde waren hin. Ich lag vier Wochen ohne alle Hoffnung. „Ist's denn Sünde“ — dachte ich oft bei mir — „ist's Sünde und Schande, in solcher Lage die Lebensschnur selbst abzureißen, die ein Arzt mit unaussprechlichen Schmerzen verlängern oder neu anknüpfen will? Oder hält die Schnur da, wo sie angeknüpft ist, am längsten, wie ein eisern Band wenn es da, wo es brach, durch Feuer und Schlag zusammengeschmiedet ward?“ — Keine dieser Fragen konnte ich in meiner Leidenszeit klar beantworten. Ich hatte nicht Zeit, im Allgemeinen zu fragen.

Romanzow, wie er gehört was vorgefallen, war höchst zufrieden mit meinem Unterricht, den ich den jungen Helden gegeben. — „Kommt er auf“ — sagte er in meiner

Gegenwart zum Obrist — „so ist er Brigadier.“ — Ich war schon seit einiger Zeit Major worden.

Als es etwas bergauf mit mir ging, da kamen alle die Schreckensbilder des Krieges wieder vor meine betrachtende Seele. Mir war es furchtbar, daß man im Grunde nichts thun, sondern nur leiden kann in unseren großen Kriegen. Glaubt nicht, meine Freunde, jenen Schreihälsen, die nicht aufhören können, Schlachten zu verherrlichen als wären es Thaten! Der commandirende General allein hat gethan; Alles, was nicht er selbst oder sein Rath ist, leidet.

Wer kann mir sagen, daß ihn nicht ein Schauer ergriffen, wenn er zwei Heere auftreten gesehen und sich selbst mitten unter ihnen? Auch mich schauderte. Das war nicht Todesfurcht, nein — eher Menschenfurcht, Mangel an Lebensart, als Schrecken des Todes! Vom Gefühl der Thatkraft keine Spur! Man ist übertäubt durch Kanonendonner und Feldgeschrei. Erst wenn man sich näher kommt, wird man auf einander erbittert. Man schlägt, weil man geschlagen wird. Gehört denn dazu Herz? — Der Lärm schon, der übrigens sehr wohlbedächtig und mit wohlwogener Absicht erregt wird, läßt die Vernunft zu keinem Gedanken kommen. Man stirbt, man weiß nicht wie. Ist das ein schwerer Tod? Hunger, Durst, Hitze, Frost — die sind schwer. Die Schlacht ist's nicht, bis auf die Invalidenfurcht, an die mitten im Kampf kein braver Soldat denkt.

Jetzt — bei meiner zunehmenden Genesung — mußte ich fortwährend daran denken: du bleibst ein Krüppel dein Lebelang! Die unaufhörliche Versicherung der Wundärzte, daß ich nie mehr werde dienen können, war mir schrecklich. Das hätten die kunstverfahrenen Herren bei sich behalten können, da ich es ohnedies so sehr fürchtete.

Zwar beunruhigte mich der Gedanke: was wirst du essen, was trinken, womit dich kleiden? — obwohl er sehr natürlich gewesen wäre, keinen Augenblick. Er hat mir überhaupt wenig Kummer in dieser Welt gemacht. Als Mensch kann Jeder leben, wenngleich nicht Jeder als Major.

Romanzow ließ mich bei aller Gelegenheit Proben seines Wohlwollens empfinden. Und das war auch Öl und Wein in meine Wunden. Ich konnte mit gutem Gewissen meinen Abschied nehmen, ja ich mußte es, nach dem Wink meines rechten Armes, der auch bereits Abschied genommen hatte.

Meine Gesundheit war äußerst zurückgesetzt. Krank sein, noch mehr: kränkeln — ist nicht leben nicht sterben. Fast ist's ein Mittel Ding, bei dem einem Jeden einfallen muß: o daß du kalt oder warm wärest! Es gab eine Zeit, wo ich den Tod schlechthin aufsuchte; und siehe da, ich hatte weder ihn gefunden, noch das Leben behalten.

Ich erhielt meinen Abschied nicht, sondern einen Auftrag „zu einer wichtigen Reise“, — wie es in dem Amtsschreiben hieß. „Ich weiß keinem dieß Geschäft zu übertragen, der es so wie Ihr betreiben könnte“ — schrieb mir die Kaiserin eigenhändig. Die hohen Verwandten der beiden gestorbenen jungen Helden und vielleicht Romanzow selbst hatten sie auf mich aufmerksam gemacht. Der Wunsch, den ihre Majestät im Schreiben hinzufügte, daß die Veränderung der Luft meine Gesundheit herstellen möchte, war mir das, was jedem jungen Menschen ein Rausch ist. Ich fühlte keinen Schmerz mehr und reiste nach Petersburg, das Nähere wegen jenes Auftrages zu erfahren.

Wie bald ich in Petersburg von meinem Jesuitenräschen wieder nüchtern worden, darf ich nicht erst bemerken. Mein Auftrag war ein „geheim“ diplomatischer. Fragt ihr wohin? Da er „geheim“ ist, kann ich nur sagen:

dorthin, wo man früher als in Rußland eine Pfeife im Grünen raucht, früher Spargel ißt und den Wein aus der ersten Hand hat.

Ich richtete treulich und sonder Gefährde aus, wozu ich gesandt war. Allein meine Gesundheit hatte durch die Luftveränderung noch mehr gelitten. Ich glaubte schon, ich würde lau zu sein aufhören und kalt werden. In dieser Stimmung lag es mir nah genug, auch zu dem mir in Aussicht gestellten Andreas-Orden zu sagen: Geh' mir aus der Sonne. Ja selbst ein gnädiger Brief der Kaiserin konnte mir in dieser Lage keine wahrhaft frohe Stunde bereiten. Aber ihr zu Ehren — dastehen soll er. Er lautete:

„Ich entlasse Euch aller Dienste in Gnaden und — da Ihr durchaus nicht mehr als Major dienen wollt, so bleibt, was Ihr seid, mit der Versicherung, daß mir Eure seltene Bescheidenheit zum Wohlgefallen gereicht.“

„Ich wünschte, daß dieser Brief Euch auf dem Wege zu den Bädern träfe, wenn sie anders Eurer Gesundheitsverfassung dienlich sind. Zu dem Zweck sende ich Euch die beiliegende Summe und theile Euch mit, daß ich es gern sehen würde, wenn Ihr in Livland, auf dem Gute Stolben, welches ich Euch schenke, Euren Lebensabend verbringen wolltet. Wenn Ihr Eures Standes wegen Ansprüche befürchtet, so ertheile ich Euch hiermit den Adel mit allen seinen Vorzügen und soll Euch das Diplom ausgefertigt werden, sobald Ihr es verlangt.“

„Lebet so glücklich, als Ihr es verdient und als es wünschet

Eure gnädige Kaiserin“  
(gez.) „Katharina“.

Wenn solch ein Brief Einem keine frohe Stunde verleihen kann, wie lebensmüde muß man sein! Gott! — was

kann denn solch ein Brief, der einem Zer Schlagenen den Wunsch nahe legt, so glücklich zu leben, als er es verdient!! —

Und doch, die allerdurchlauchtigste — nein die gute Kaiserin, die Mutter eines Staates, der nach der strengen Vaterregierung Peter's des Großen einer Mutter bedurfte, um das zu werden, was er allbereits unvermerkt ward — sie hatte es so gut gemeint, daß es doch tief mein Herz bewegte.

Wenn diese Monarchin mit dem Könige von Preußen, mit Friedrich dem Großen, Ein Paar worden wäre, Welt, was meinst Du? — — —

Ich folgte dem Winke, den mir der Gnadenbrief gab, und ging nach Pyrmont. Schon die Reise — frei und ungebunden durch geschäftliche Aufträge — schlug bei mir an. Wie gar anders ist's doch, reisen müssen und reisen wollen. Jeder kann diese Erfahrung beim ersten besten Spaziergange anstellen.

Den Winter hindurch blieb ich im Süden. Dort lernte ich je länger je mehr den kaiserlichen Brief empfinden, bis ich endlich so weit hergestellt war, als ein Invalide es sein kann, dessen Körper ein immerwährendes Wetterglas ist. Aber es wuchs der Muth zur Heimreise. Und als der Frühling anbrach, machte ich mich auf den Weg, um meine neue Heimstätte kennen zu lernen und in Empfang zu nehmen.



## Siebentes Kapitel.

### H e i m k e h r .

Meine Absicht war so schleunig als möglich nach meiner Heimath zu gehen, das heißt nach Livland, auf das Gut, so die Kaiserin mir verehrt. Aber dießmal konnte ich unmöglich an Königsberg und all dem, was mich an die frühere Zeit erinnerte, vorbei, ohne die mir lieben Menschen und das mir heilige Grab noch einmal, vielleicht zum letzten Mal in meinem Leben, aufzusuchen.

Von meinen Königsberger Bekannten sah ich nur Seine Spectabilität den „Professor Großvater“ und meinen Freund, den königlichen Rath Friedeborn. Der gute Professor, der mich einst examinirt hatte, empfing den invaliden Major mit großem Erstaunen, fing aber, ohne nach meinen Schicksalen zu fragen, nachdem er mich gebeten, an seine „grüne Seite“ sich zu setzen, sofort mit philosophischen Expectorationen an. Er war kein Religionsfreund, obwohl seine Bibel ebenso wenig wie sein Homer bestäubt war. Aber so ein Professor hält selten viel von der lauterer Milch des Evangeliums. Vielleicht hat er sogar unbewußt das Wahre in seiner Lehre aus Gottes Wort geschöpft. Aber

weil er einsieht, daß — wenn er seine Wissenschaft auf's Volk oder auf gewöhnliche Menschenkinder herabstimmen sollte — man nicht anders lehren würde als Christus, der wahrhaftige Professor des ganzen menschlichen Geschlechts, — so verharret er bei der Einbildung, sich sein System natürlicher Religion selbst erfunden zu haben. O ihr guten Philosophen! Ihr reißt bei eurem Jäten Unkraut und Weizen aus, so daß die Erde nackt und bloß da ist, als wär's Wintertag, wenn der Wind allen Schnee weggetrieben. Bei Gott, mich friert in eurer Nähe! — Was wollt ihr denn, ihr hochgelahrten Nichtswisser? Was weist ihr spottend auf die Winkelzweispalten in der Kirche? Fasset doch in euren eigenen Busen. Die Demonstrirzeiten — à la Wolf — haben Gott sei gelobt aufgehört. Jetzt observirt man — man geht auf die Jagd, auf Entdeckungen — verschießt dabei auch viel Pulver und Schrot und geht im Cirkel herum. Erst soll die Vernunft Alles sein, dann die Sinne! O über den Wortkram! Ihr lieben Philosophen legt den Menschen Daumenschrauben an und wenn man sich recht umsieht, ist man Tag und Nacht mit euch gefahren und immer in die Runde und auf Einem Fleck geblieben — schwindlich obenein! —

Das Alles sagte ich zwar nicht dem Professor Großvater, aber ich dachte es, als er mich vergeblich zur Rückkehr, zur akademischen Laufbahn zu bereden suchte. Ich wies auf meinen Beruf hin, war froh, in der Praxis thätig sein zu dürfen; und er — wünschte mir Gottes Segen.

Mein alter Freund Friedeborn war aus Rand und Band, als er mich in meiner neuen Verfassung sah. Was mußte ich ihm nicht Alles erzählen und er mir! Der Kreisrichter, bei dem ich als Student gewohnt, war gestorben. Die Meisten aus dem Kränzchen, das sich beim königlichen

Rath zu versammeln pflegte, waren todt. Da mir der Justizrath davon berichtete, ward er selbst sehr bewegt. Er empfand seine Einsamkeit je länger je mehr. Da er keine Erschütterungen gewohnt war, sondern immer seinen geraden Weg ging, so kostete ihm — wie er mir den folgenden Morgen versicherte — mein unerwarteter Besuch eine schlaflose Nacht. —

Da ich schon den andern Tag wieder reisen wollte, hatte mich Friedeborn gebeten, zuvor doch noch bei ihm zu frühstücken. Es würden einige andere Bekannte von ihm, die ich zum Theil früher gesehen, auch hinkommen, namentlich ein ihm sehr lieber verabschiedeter preussischer Offizier, der jetzt als Inspector am Königsberger Zollamt angestellt und versorgt sei.

Ich kam hin. Dieser Zöllner und ich sahen uns, prallten zurück und wie aus Einem Munde erscholl es: „Alexander!“ — „Darius!“ — Wer hätte das gedacht! Es war im ersten Augenblick Alles Du und Du und wir lagen uns in den Armen! Benjamin hier, in Amt und Würden! — Ja wahrhaftig er selbst! — Ich muß seine Geschichte — wenn auch per Extrapost — erzählen.

Wir verließen Benjamin in einem schrecklichen Zustande. Mine, welche ihm damals aufgetragen, ihre Reise nach Mitau vorzubereiten, fand ihn selbst reisefertig zur andern Welt und ging von seinem Bette, betäubt bis in den Tod. Ihr Bruder erholte sich zwar allmählich. Indessen konnte er in einem halben Jahre zu keiner Fassung kommen. Die Nachricht von Minens Tode gab ihm einen neuen Stoß. „Ich aß eben“ — erzählte er mir — „Brot in frische Milch eingebrockt, da ich die erste sichere Nachricht von ihrem Tode erfuhr. Und so hungrig ich war, ich konnte den ganzen Tag nicht mehr den Löffel an den Mund bringen.“ — Man gab

schon die Hoffnung auf, daß er je ganz zu sich selbst zurückkehren werde. Endlich kam er doch so weit, daß er „wanderer“ konnte; und er that das um so lieber, als die guten Meistersleute, deren Töchterlein Christinchen zu einer stattlichen Jungfrau herangewachsen war, ihn gern als Schwiegersohn im Hause behalten hätten, er jedoch nicht gewillt war, mit dieser Weibsperson in das Joch der heiligen Ehe sich zu begeben.

„Auf meiner Wanderschaft“ — sagte er — „hat mich manch harter Sturm erschreckt. O, wie manche rabenschwarze Nacht habe ich erlebt und wie oft bin ich ganze Tage gegangen, ohne einen Hüttenrauch zu entdecken; — an einen Kirchturm war dort ohnedieß nicht zu denken!“ —

Sein Fuß hatte sich wunderbarer Weise ganz zurecht gezogen und auch seine rechte Hand hatte er durch Übung gebrauchen lernen. Er kam in eine preußische Stadt, wo er dem Commandeur vorgeführt wurde. Der wollte ihn werben und „pfiß ihm den Offizier so süß vor“, daß mein Darius, nach überwundenem ersten Schreck, Lust bekam und sich selbst nach vier Wochen zum Freiwilligen meldete. „Unser Dariuspiel“ — sagte er — „hat viel dazu beigetragen. Ich ward den Plunder — Scheere und Nadel 2c. — weg und ward Soldat.“ Wegen seiner Geschicklichkeit im Schreiben wurde er bald Corporal. — „Wie war's denn, wenn es an's Feuer ging?“ — fragte ich ihn. — „Mußte gut sein“ — erwiderte er. „Freilich hatte ich bis auf den Tag, da ich Menschenjäger ward, keine flinte losgedrückt. Indessen fand sich Alles nach und nach. Beim Soldatenstand, wie du selbst wissen wirst, ist nicht viel Geist nöthig, aber so mancher blaue Dunst, den man machen kann. Und da es mit meinem Bein immer noch schwach aussah, unterrichtete ich die Kinder beim Oberstlieutenant. Du meinst wohl — nein!

Das konnte doch der Benjamin nicht! — Weißt du, Alexander, so mancher Mensch im Regiment glaubte wirklich, ich hätte studirt! Da habe ich zuweilen gedacht: es ist doch gut, wenn man so zu einer Erbliteratenfamilie gehört.“

Auf ganz besondere Empfehlung seines Obersten ward Benjamin auf Werbung ausgesandt; und da er hier Gelegenheit hatte, sich durch Ordnung und Redlichkeit hervorzuthun, wurde er vom Könige zum Lieutenant avancirt. Nach dem Kriege ward er in Gnaden entlassen und in Königsberg als Zollinspector angestellt. „Hier“ — erzählte er wieder — „ging mir das Glück auf. Ich fand ein Mädchen, das mir wohlwolte. Es ward meine Frau. Wir leben glücklich und zufrieden, außer dem Aergerniß, wie es im Amt immer vorkommt. Aber — so viel kannst du glauben — ich vergebe mir nichts. Ehre verloren, Alles verloren!“

Benjamin ließ nicht nach, mir das Versprechen abzufordern, noch etwas länger in Königsberg zu bleiben und bei ihm das Nachtlager zu nehmen. Zwar wurde er bedenklich, als er hörte, daß ich verabschiedeter Major sei. Aber sein Subordinationsfieber beschwichtigte ich mit ein paar freundlichen Worten.

Ich lernte eine recht artige, gute Frau Lieutenantin oder, wie sie lieber hieß, „Inspectorin“ kennen. Sie hatten schon ein paar liebe Kinder, Sohn und Tochter. Ich erschrak an der Tochter einen entfernten Zug von Mienen zu treffen; und da ich ihm nachspürte, fand ich ihn auch am Vater. Wir sprachen viel von der Seligen. „Ja, ja!“ — sagte die Frau Inspectorin nach eingetretenem Stillschweigen: „so nagt doch immer etwas am Mark des Lebens!“ — Die gute Frau! Schade, daß ihr Mitleid etwas mit Affectation verfehlt war. Sie las viel Romane, die alle vortrefflich gebunden waren. Daher mochte es kommen, daß sie sich gern in verblühter

Rede bewegte. Ja, selbst ein Capriolchen nahm sie sich nicht übel. Mein Benjamin war darin anders; er blieb bei seiner Weise „geradeswegs Einem auf's Dach steigen“ — während, wie er sagte, seine Frau „immer rund herum gehe und Alles erst zur Schau ausstelle.“ —

Ich freute mich aber, bei ihrem Stilleben zu sehen, daß mein guter Jugendfreund doch glücklich war. Beim Abschiede gab ich dem „Herrn Inspector“ noch den Brief der Kaiserin zu lesen, den ich außer dem Justizrath Friedeborn Keinem gezeigt hatte. Da war denn Benjamin ordentlich erschreckt und kam vor Staunen und Verehrung ganz aus dem Duseleise. Er bat um Verzeihung, die „Subordination so beleidigt zu haben“. Ich lachte ihn aus und hatte wirklich Mühe, ihn in's Du zurückzubringen. Er lief zu seiner Frau, stieg ihr wirklich zu Dach und sagte: „stelle dir vor, unser Gast ist auch geadelt und — ein Gutsbesitzer!“ — Das Gesicht, das sie, die Romanheldin, machte, war in der That etwas — zur Schau! Gut daß es beim Schluß war.

Bevor ich abreiste, erfuhr ich noch vom Justizrath, daß die blonde Amalie wirklich mit dem „Krämer“ ehelich verbunden und glücklich genug gewesen war, fünf Kinder in vier Jahren mit ihm zu erzielen, ohne daß ich in Erfahrung bringen konnte, ob Zwillinge darunter waren! — Junker Gotthard hatte sie bei seiner Durchreise nicht besucht, worüber sie sich beklagt haben soll, obwohl ihr Mann, der Krämer, solches nicht zu bedauern schien.

Schließlich empfahl ich dem Darius und seiner Frau Minens Grab in Linden. Und als sie hörten, daß ich dort hin noch einen Abstecher auf einige Tage machen wollte, versprachen sie, da sie den Pastor Friedeborn schon kannten, mir nachzukommen, um länger mit mir zusammen zu sein. —

In Linden angekommen, wollte ich zuerst — ohne die Menschen zu begrüßen — still das Grab aufsuchen. Allein mein Auge fand es nicht! — Mit innerer Unruhe begab ich mich in's Pastorat. Der gute Pfarrer — obwohl er damals nicht gerade in die „Sünde wider den heiligen Geist“ versunken schien — erkannte mich nicht. Kein Wunder! Der Invalid mußte sich ihm vorstellen. Da umarmte und küßte er mich voll Theilnahme und ging sofort, Hand in Hand mit mir, zum Grabe: „Da, da“ — sagte er auf zwei Hügel hinweisend, die reich verziert waren — „da liegt mein Weib neben Minen!“

Er weinte still in sich hinein. Sie war vor einigen Wochen sanft entschlummert, die gute arme Lindenkrankte Hanna! —

Der Pastor verließ mich, um sich zur Fahrt nach Wiesenthal — so hieß das Gut von Nathanael und Gretchen — fertig zu machen. Denn ich wollte nicht fort, ohne meine und Minens liebe Jugendfreundin noch gesehen zu haben.

Da ich allein an Minens Grab mich auf die Erde warf, begegnete mir etwas, das einen Andern vielleicht zu Tode erschreckt hätte. Ich lag da, in stillem Gebet. Weinen konnte ich nicht. Und siehe da — plötzlich stürzt die Erde unter mir — in die Tiefe. Das Grab fiel ein — offenbar in Folge des frischgegrabenen Nachbars oder weil der Sarg nachgelassen und — die Erde ihm gefolgt war, — „als ob sie mir Platz machte“ — dachte ich. — „Ich komme bald“ — sagte mein inwendiger Mensch. — „Bald, bald“ — wiederholte ich so laut, daß es unheimlich vom Walde wiederhallte und mich tief erschütterte.

Ich setzte mich auf die Bank am Grabe, das halb geöffnet vor mir lag, nahm das Packet von meinem seligen

Vater, das immer — auch während des Krieges — in meiner Tasche lag, und riß schnell das letzte Siegel auf. Da stand folgendes geschrieben:

„Lieber Sohn — du bist ein geborener Edelmann. Einen Buchstaben nur habe ich in meinem Namen geändert. Wirfst du den weg, bist du, was deine Vorfahren seit undenklichen Jahren gewesen. — Mein ältester Bruder, der mich verfolgte, ist Schuld an diesem Allen. Die Beilage ist die Asche von den Papieren, die im Brände drauf gingen, der sich zutrug, als du krank warst. Gott segne und behüte, da mein Bruder heimgegangen, die Seinen für und für! Auch dich segne er — mit oder ohne den Buchstaben.“ — —

Mehr konnte ich vorerst nicht lesen. Das Blatt entsank meinen Händen. Ich holte den Brief der Kaiserin aus der Tasche und nahm beide Adelsbriefe zusammen und legte sie im Geiste auf Minens Grab zu ihren Füßen. Es war mir unbeschreiblich weh um's Herz. Es war mir eine Wohlthat, daß ich es erleichtern konnte in sanften, süßen Thränen. Die Erinnerung an Mine war mir Welt, Leben, Alles! — Dank sei dir, mein lieber seliger Vater, daß du diesen Pomp eines vergifteten Adelsbriefes in Asche verwandeltest und diese zur Beilage gemacht hast. Wahrlich — wir sind Staub und Asche! — —

Der Prediger kam in zierlicher Kleidung wieder, um mich zur Fahrt nach Wiesenthal abzuholen. Ein Besuch bei Nathanael und Gretchen war mir Herzensbedürfniß. Mußte ich nicht ihr und ihrem Manne für die treue Pflege danken, die sie Minens Grabe angeeignet ließen? Die Zeit hatte meinen Schmerz über Minen in Poesie gewandelt, wie sie es immer thut — o, so sanft lyrisch. Auch war ich Gretchen noch die „Heimführung“ schuldig geblieben.

Es war ein gutartiger, allerliebster Frühlingstag. Ich wäre am liebsten stille gewesen, um die Natur zu Wort kommen zu lassen. Aber der Prediger unterhielt mich über sein Werk, das, wie er sagte, nunmehr bereits die zweite Auflage erleben sollte. Er vertraute mir an, daß er „sehnlichst wünsche, einen Sünder wider den heiligen Geist dieser zweiten Ausgabe in Kupfer vorstechen zu lassen“. — „Sollte nicht eine Silhouette mehr anzurathen sein?“ — erwiderte ich zerstreut, während der Prediger fortfuhr darüber zu deliberiren, ob „es nicht billig sei, daß der Verleger den Titelbogen auch für voll bezahle, wenngleich nur ein Blatt beschrieben sei?“ — „Ist es doch der Titel!“ — meinte der besorgte Autor, dem — wie so manchem Anderen — gerade dieses Aushängeschild so viel Mühe und Kopfbrechen gekostet.

Endlich waren wir angelangt. Mein Gott, wie sich Gretchen freute! auch Nathanael! Sie küßte mich herzlich, ohne daß der Herr Gemahl eifersüchtig wurde. Als sie von meinen Schicksalen das Nähere gehört, brachte Nathanael, der sich ungemein auf die Politik gelegt hatte, eine Karte und wollte alle Details hören. Der gute Mann war immer mit marschirt, hatte immer mit gekriegt und mit gesiegt. Er wie sein Schwiegervater waren wohlbedächtig russisch gesinnt, obgleich sonst jeder Mensch die Neigung hat, sich der Unterdrückten anzunehmen. Aber hier — ist's Wunder? Es ging ja gegen die Türken!

Gretchen war dagegen so unpolitisch, daß sie recht geflissentlich diesem Blutvergießen auswich. Ein politisches Weib ist wahrlich das Unausstehlichste unter Allem aus der siebenten Bitte. Fast sollten sie das Wort Krieg nicht über ihr Herz zu bringen vermögen. — Gretchen drängte zu einem Spaziergang in den benachbarten Wald. Auf einem freien Platz streckten wir uns hin. — Gretchen's fünf Kinder —

so viel hatte Nathanael in sieben Jahren aufzuzeigen — krabbelten um mich her. Das Eine brachte mir ein Vergiftmeinnicht, das Andere nahm mir den Hut ab, um damit zu spielen. Die beiden kleinsten Mädchen ergötzen sich an den blanken Knöpfen meiner Uniform. Das älteste Kind war eine Tochter und hieß Mine. Wie habe ich dieß liebe Mädchen an mein Herz gedrückt!

Gretchen erzählte mir das Ende ihrer Mutter. Sie starb sehr heiter. Ihr Tod war kein Kindtod. Ihr Auge hatte die Wildheit verloren. Sie hatte noch viel von Mienen und mir gesprochen und mich wiederholt grüßen lassen.

Kaum hatte Gretchen diese für mich so rührende Geschichte vollendet, so marschirte Nathanael schon wieder zum Türkenkriege; und, wollte ich wohl oder übel, ich mußte erzählen. Gretchen protestirte. Wider die Türken sollte wahrlich jedem Christenmenschen ein Wort zu seiner Zeit erlaubt sein. Da ihr Protest nichts half, ging sie fort und bestellte während des Türkenkrieges ein natürlich schönes Mahl.

Wer Gretchen mit ihren Kindern sah und nicht Lust bekam zu heirathen, mußte kein Gefühl für Unschuld und Glück haben. Sie zeigte mir nach Tisch auf einem Spaziergange ihre neuen Anlagen. Den Acker rohden oder einen Graben ziehen und „der Gegend zu Ader lassen“ — wie Gretchen es nannte — überließ sie dem Herrn Gemahl. Nur das Milchdepartement nannte sie das ihr beschiedene Theil und zeigte mir ihr allerliebstes Bündchen, ihren „Thron“ — wie sie sagte. Hier ward frische Milch genossen, und die schönste Wiese, die das Gütchen vermochte, lag vor'm Auge. Mich interessirte Alles um so mehr, als ich an meine zukünftige Landwirthschaft dachte. Aber — allein! allein! — Ein schreckliches Wort! —

Den folgenden Tag fuhren wir hinüber nach Siechenau zum Grafen. Ich wünschte, daß Gretchen mit käme. Allein sie bat mich zu Hause bleiben zu dürfen. Der Geruch des Lebens zum Leben war ihr lieber als der Gedanke des Todes. Ich glaube, weil sie die Folge der mütterlichen Linderkrankheit selbst fühlte und nicht fühlen wollte. Das liebe Gretchen!

Als wir uns in den Wagen setzten, sah sie uns so traulich beisammen, daß sie doch von selbst mitkam, die gute Grete! So fuhren wir alle viere.

Der Graf freute sich über alle Maßen. Nur ein Sterbender hätte ihn mehr freuen können. Er führte uns in sein Schloß, aber diesmal nur in die Wohnzimmer. Gleichwohl wehte Einem auch hier der Geruch des Todes entgegen. Und mir war es, als ob ich Gretchen unvermerkt in Rücksicht ihres Geruches beitrug. Ich weiß keine andere Ursache dafür, als weil ich bereits in die vierziger Jahre eingetreten war. Der Graf schien es selbst zu merken, daß ich nicht den früheren Antheil an seinen Sterbeanstalten nahm.

„Diesmal“ — sagte er sehr feint — „werden Sie nicht in Siechenau krank werden!“ —

„Weil ich es schon bin“ — erwiderte ich; und wie mich dünkt, war meine Antwort eben so richtig wie seine Frage.

„Ja, ja — Sie haben ein größeres Sterbehans gesehen, Herr Major, als das meintige!“ —

So waren wir denn wieder im Türkenkriege. Ich überzeugte ihn, daß es auch im Felde viel Gelegenheit zu Observationen gebe und eröffnete ihm dadurch eine neue Aussicht.

Da langten plötzlich Benjamin, der Inspector, und seine Frau an. Sie hatten uns in Wiesenthal gesucht und waren, da sie uns nicht gefunden, weiter gefahren, weil sie von früher her auch den Grafen als einen wohlwollenden Mann

kennen gelernt hatten. Er begrüßte sie auf's Freundlichste und wollte mich ihnen vorstellen. Da erzählte ihm Benjamin von unserer alten Bekanntschaft und daß ich jetzt, von Seiten der Kaiserin, so hoher Ehren gewürdigt worden.

Der Graf gerieth in ein wahres Entzücken über meinen Adel und hätte mich schier vor Freuden umarmt. Wie, Herr Graf, Sie der „täglich sterben lernt“! Mein Gott! Wie kann doch Jemand, der täglich zu sterben behauptet, an dergleichen Kleinigkeiten Theil nehmen. Ich mußte jener Grabchrift gedenken: „Hier liegt der lebendig Todte!“ — Vorurtheile, gegen die doch jeder Mann, welcher sich vom großen Haufen unterscheidet, ankämpfen sollte, können die auch solch einen Mann — so beherrschen! Es ging mir wirklich nahe, den Vorhang vor der Bühne so aufgezoget zu sehen, und ich erinnerte mich an jene „verfluchten Wappen“ in der Todtenkapelle.

Merkwürdig! Nur Gretchen war gegen mich wie vorhin. Auf sie hatte meine Rangerhöhung gar keinen Eindruck gemacht. Der Graf wollte die Lebensläufe aller meiner Ahnen. Du lieber Graf! Ich weiß selbst noch nichts und würde vergeblich versuchen, die Lücken auszufüllen.

„Hier oder dort!“ — waren die letzten Worte, die ich wieder beim Abschiede mit dem Grafen wechselte. Wer hätte damals geglaubt, daß das „Hier“ eintreffen sollte und zwar ein recht eigentliches „Hier“, voll Gernch des Lebens. Wie sich die Luft selbst in Siechenau erfrischt hatte, bloß weil ich Edelmann war! Zwischen „Sein und Schein“ — Welch eine Kluft, wie der gute Drosselpastor mir und seiner Gemeinde eingeschärft hatte! Jetzt Abschied auf ewig, so wie ich ihn auf ewig von dem mir heiligen Grabe in dieser glorreichen Gegend nahm.

Bis nach Königsberg fuhr ich mit Benjamin und seiner Frau, nahm auch von ihnen herzlichen Abschied und fuhr der Grenze, der Heimath zu! — —

In Mitau machte ich Halt, da mein Rechtsfreund mir dort entgegen kommen sollte, um wegen meines neuen Besitzes Alles fein zu berichtigen. Auch Junker Gotthard hatte ich dorthin bestellt, da ich aus schon genannten Gründen nicht das Herz hatte, nach Ilsen und Neuhoß-Geldern zu reisen.

Mit meinem Rechtsfreund ward das Nöthige bald in's Reine gebracht. Er hatte in meinem Auftrage von dem Gelde, das ich vom reichen Geschenk der Kaiserin erübrigte, ein benachbartes Grundstück zur Arrondirung meines Gutes angekauft, so daß nach den Beschreibungen meines dortigen Geschäftsträgers mich ein nicht unangenehmer Aufenthalt erwartete.

Gotthard fand ich in Mitau nicht. Er hat ein Weib genommen, dachte ich, und kann nicht kommen. Das veranlaßte mich, bevor ich nach Livland übersiedelte, wenigstens einen Abstecher nach Alt-Wesselsböfen zu machen. Etwas Unsagbares trieb mich, die gute Frau von Weesen und Fräulein Lorchen, die Gotthard wohl nächstens heimführen werde, noch ein Mal zu sehen.

Geradezu den Gutsherrn und namentlich einen, der so dem Ceremoniell huldigte wie Herr von Weesen, zu überfallen, schien mir nicht passend, obwohl ein solcher Ueberfall namentlich bei Wurfstreifen und bei den Krippenrittern in Kurland Sitte ist. Ich fühlte auch darin, daß ich — wie mein seliger Vater — in Kurland nicht eigentlich zu Hause gehörte. Ich fuhr also beim Herrn Amtmann in Wesselsböfen vor und erkundigte mich, ob die Gutsherrschaft zu Hause sei. Da erfuhr ich denn, daß „die einzige Baroneffe

Tochter seiner hochwohlgeborenen Herrschaft morgen priesterlich verlobt werden sollte“.

Ich weiß nicht, warum diese Nachricht mich eigenthümlich berührte. Ich wollte schon umkehren, um dieses Haus nicht in seiner hochzeitlichen Freude zu stören. Der Gedanke aber an meinen früheren Reisegefährten veranlaßte mich doch, zu bleiben. Ha, — dachte ich — nun weiß ich gewiß, warum mein guter Gotthard sich nicht in Mitau eingefunden. Ich freute mich herzlich, wenn auch in Gedanken an meine einsame Zukunft nicht ohne Wehmuth, daß Fräulein Lorchen und Junker Gotthard Ein Herz und Eine Seele worden.

Ich ließ mich am Hofe melden. Ein Major sei da, der den Herrn zu sprechen wünsche, hatte ich sagen lassen, ohne meinen Namen zu nennen. Ein Livreebedienter kam zu mir herüber und fragte mit vielen Bücklingen und Entschuldigungen: „ob ich wirklich als Major gestanden, oder nur meinen Abschied als Major erhalten?“ Nach der Zeit erfuhr ich, daß dieser Umstand, so klein er auch scheinen dürfte, in der Etikette des Herrn von Weesen einen beträchtlichen Unterschied machte.

Der Diener lief mit der Antwort voraus und Herr von Weesen empfing mich, einen Fuß über die letzte Stufe zum Hause gesetzt. Hätte ich es weiter als bis zum Major gebracht, würde er den andern Fuß gefälligt nachgezogen haben.

Man sah dem Vater des Hauses eine gewisse Zufriedenheit an, die nicht von ungefähr entstand, sondern durch eine fröhliche Begebenheit veranlaßt war. Es war nicht seine Gewohnheit, sich ungewöhnlich zu freuen. Aber heute war der frohe Tag, wo schon sein seliger Herr Großvater, ruhmwürdigen Ungedenkens, sich mit der seligen Frau Großmutter ehelich verbunden. Der heilige Abend vor dem Verlobungsfest

seiner Tochter war eingetreten; und den brachte mir Herr von Weesen mit seinen weißen Strümpfen und glänzendem Gala-Anzug so sichtbarlich als Brautvater entgegen, daß ich mich unwillkürlich an eine seiner Aeußerungen in Neuhof-Geldern erinnern mußte. „Beim weißen Strumpf“ — hatte er dort wohlweislich bemerkt — „ist der Fuß dicker, beim schwarzen schrumpft er vor Ihren sichtslichen Augen ein.“ —

Daß mich Herr von Weesen, da er mir also entgegenkam, nicht erkannte, konnte ich ihm wahrlich nicht übel nehmen. Von einem Manne, der nie in der Gegenwart lebt, sondern stets hin- und zurückdenkt, — wie kann man von dem erwarten, daß er den invalid gewordenen Ketter seiner Tochter, dem er bei der Abreise mit steifem Arm zu umarmen die Ehre erwies, jetzt nach mehr als zehnjähriger Trennung kennen sollte. Ich fand den Mann in Allem wieder, das griesgrämige Leichenbittergesicht nicht ausgenommen, auf das ich mich sehr lebhaft besann und das jetzt nur dem feierlichen Augenblick zu Ehren in den Hintergrund getreten war.

Nach einigen ausgewechselten Complimenten sagte ich, ohne meinen Namen zu nennen, daß ich gekommen sei, zur morgenden Tagesfreude meine herzlichsten Glückwünsche darzubringen. Da sah ich diese „Tagesfreude“ des Herrn von Weesen sich lichterloh vermehren. Ich konnte mich nicht länger halten, obwohl es in seinen Augen vielleicht indiscret war, nach dem Bräutigam des Fräulein Tochter zu fragen.

„Wissen Sie ihn denn schon hier?“ — fragte erstaunt der Brautvater.

„Ich sollte doch denken“ — antwortete ich — „da morgen“ —

„Ah, mein lieber — Herr Major, — da kennen Sie unsere Kurländer nicht, wie ich sehe. Die Herren wissen

von keinem heiligen Abend! — Hochzeit — Brautnacht ist da die Lösung!“ —

In dieser Beschreibung verkannte ich meinen guten Gotthard so wenig, daß ich ihn vielmehr augendeutlich vor mir sah, obgleich er noch nicht da war. —

Wir waren in's Haus getreten. Ich kann nicht sagen, daß ich eine Neigung empfand, die Braut zu sehen. Welch eine Mannesperson, die selbst allein steht, sieht eine Braut gern? — Ich sprach meine Freude aus über das wohnliche schöne Haus. Das machte dem Herrn von Weesen entschieden Freude. Aus dem wohldecorirten Prunkzimmer führte er mich in ein anderes, um mir die „allerliebste Aussicht“ zu zeigen.

Da traten Mutter und Tochter ein. Man sah es ihnen an, daß sie uns hier nicht vermutheten. Sie begrüßten mich, die Mutter mit einem warmen Händedruck, die Tochter aber mit einer etwas schüchternen Verbeugung. Das frühere Lorchen hätte ich am dritten Ort in ihr kaum wieder erkannt. In lichtein, weißem Gewande mit blasser Gesichtsfarbe und großen dunklen Augen unter schattenden Wimpern sah sie beinah wie ein Leibnitz'sches Körperchen aus. Sie erkannte mich auf den ersten Blick. Wir sahen uns einander an und — die Fassung schien uns beide im Stich zu lassen. Obgleich die Andern zugegen waren, kam es mir doch so vor, als wären wir unter vier Augen. Nach den ersten fragen, im Augenblick des Grußes verloren wir den Faden. Ich fand ihn zwar wieder in der nächsten Secunde, aber — Lorchen schien sich nicht recht finden zu können.

„Was fehlt denn der Braut?“ — fragte der Vater und setzte lächelnd hinzu: „etwa der Bräutigam?“ — Lorchen wandte sich ab, um ihr Gesicht nicht zu zeigen. Und die Mutter antwortete auf die Frage des Mannes: „Mein Gott,

Weesen, kennst du denn nicht deinen Gast, Tinchens's Retter?" — Ehe ich mich noch von meiner Verwunderung über diese Namensänderung erholen konnte, stürzte Weesen auf mich zu, ergriff meine Hand und sagte: „Herr Major! Bitte tausendmal um Vergebung! O des frohen Tages! Sind Sie denn wirklich — Major? Wirklich?" —

Auch diesmal fand ich, daß die als Höflichkeit gemeinte Frage an Grobheit streifte. Ich bejahte sie aber höflichst und wandte mich an die Mutter. Frau von Weesen fand, daß ich mich in der That sehr verändert hätte, worauf ich der Wahrheit gemäß erwiderte, daß ich sie fast unverändert wiederfände. Darauf reichte ich der Tochter meine Hand, der sie fast nachlässig die ihrige entgegenreichte, und sprach ihr zum heutigen heiligen Abend und morgenden Verlobungstage meinen Glückwunsch aus. Da bemerkte ich, daß Mutter und Tochter einen geheimen Kummer hatten, der tiefer liegen mußte. Denn die Mutter brachte sofort das Gespräch auf andere Dinge. Und die Tochter schien so außer sich, daß ihr Auge feucht wurde und sie rasch das Zimmer verließ. Ich ward an unsere jugendliche Rettungsscene erinnert. O wie gern hätte ich das arme Mädchen wieder aus dem gegenwärtigen Wasser der Anfechtung gezogen, wenn es in meinen Kräften gewesen wäre. Der Junker Gotthard muß also nicht der rechte sein, dachte ich, und wollte fortan von der ganzen Angelegenheit schweigen.

Nachdem sich die Mutter nach meinen Schicksalen erkundigt und ich ihr kurz Rede und Antwort gestanden, fragte sie mich: „Nicht wahr — Sie hätten unsere Tochter nicht erkannt, Herr Major, wenn sie nicht mit mir gekommen wäre?" — „Nein, gnädige Frau" — erwiderte ich sehr aufrichtig. — „Und woran würde es gelegen haben" — fuhr sie fort — „an Bild oder Rahmen?" — „An beiden, gnädige

Frau“ — sagte ich. Nachdem die Mutter noch bemerkt, daß die Tochter leider nicht ganz wohl sei, entfernte sie sich um nach „Cinchen“ zu sehen.

Ich wandte mich an Herrn von Weesen, der noch immer von dem wiederholten Bitten um Vergebung kaum Luft schöpfen konnte, und fragte ihn — warum ihre Tochter den Namen gewechselt habe? Er wurde etwas verlegen und sagte mir: sie heiße eigentlich Leonore Albertine. Da aber in der Nachbarschaft ein gewisses Lorchchen sich Manches hatte zu Schulden kommen lassen, das auf diesen Namen einen Fleck zu werfen schien, so hatte der Vater verlangt, daß die Tochter von nun ab Cinchen genannt würde. Für mich blieb sie Lorchchen, das kleine liebliche Lorchchen, das ich einst in seliger Zeit aus dem Wasser gezogen.

Frau von Weesen war wiedergekommen und forderte mich zu einem Spaziergang in den schönen parkartigen Garten auf. Der höfliche Wirth ging mit einer Entschuldigung und mit der an mich gerichteten Bitte, doch länger zu bleiben, auf sein Zimmer. Die Mutter führte das Gespräch wieder auf Lorchchen und entdeckte mir vertrauensvoll, daß schon von lange her etwas an ihrem Herzen zu nagen scheine. „An ihrem Gewissen nicht“ — fügte sie hinzu — „wahrlich nicht. Sie ist so kindlich und harmlos, als wie sie in's Wasser fiel und Ihnen den Abschiedskuß gab. Ja, lieber Major — Cinchen“ —

„Warum nicht Lorchchen, — gnädige Frau?“

„Nun gut — Lorchchen“ — fuhr sie fort — „konnte anfänglich nicht aufhören, Ihr Lob zu verkündigen. Und die Geschichte mit Mine — die hat sie mit viel, viel Theilnahme verfolgt. Wie viel Ehre haben Sie damit eingelegt! — Aber, ich weiß nicht, seit einiger Zeit hat Lorchchen, wie es scheint, Sie und Alles vergessen, mich dünkt auch sich selbst.“

Sie ist so ungewöhnlich still — träumerisch — tief — was weiß ich! während sie sonst so fröhlich, ja in ihren Bemerkungen und hingeworfenen Reden nadelspitz sein konnte.“

„Es ist vielleicht“ — wagte ich zu bemerken — „der Gedanke an die Mutter, die sie jetzt verlassen soll“ —

„Nein — das glaube ich nicht“ — unterbrach mich die Mutter. „Wir bleiben uns ja nah und ich kann sie im Auge behalten. Und ich weiß es — sie kann es mit so manchem Lebensvorfall aufnehmen! Nein, ihre Entfernung ist es nicht; — aber“ — setzte sie mit einem Seufzer hinzu — „vielleicht die Art des Bräutigams“ —

„Der Bräutigam ist zwar ein wenig rauh, aber bieder und gut“ — sagte ich, um für meinen Freund Gotthard eine Lanze zu brechen.

„Wie? Sie kennen ihn?“ —

„Gewiß, gnädige Frau, gewiß! Und solch ein Mann ist jedenfalls behaglicher als Einer, der vorher friecht und nachher sein Weib kaum ansieht, — wie das hier zu Lande öfters vorkommt.“ —

„Ach — Gott gebe es, daß Sie Recht haben!“ — sagte die besorgte Mutter, die kaum mit der Wahl zufrieden und sich mehr den Wünschen des Herrn Gemahls gefügt zu haben schien. — „Korchen hat — wie soll ich's Ihnen sagen — deuten Sie mir's nicht falsch, daß ich so offen und vertrauensvoll darüber zu Ihnen rede. Sind Sie doch durch Gottes Fügung ihr Lebensretter gewesen! — Korchen hat ein so — zartbesaitetes Herz“ —

„Gnädige Frau, ich kenne es“ —

„Doch kaum in aller seiner Feinheit. Man weiß ja, wie junge Leute hier zu Lande sind. Allein er hätte wenigstens bedenken sollen, was Korchen — zu ertragen vermag — und — und was ihr zu schwer ist.“

Die gute Mutter war den Thränen nahe. Da kam der Herr von Weesen, voll Unruhe, die man ihm an jedem Zuge des Gesichts ansah. Er merkte, wovon wir gesprochen. Er sprach seine Besorgniß aus, daß der Bräutigam immer noch nicht käme. Auch er schien gegen ihn so manche Bedenklichkeit zu haben, aber äußerte doch seine Meinung dahin, daß „Güte des Herzens und Biederstinn über eine gewisse Zärtlichkeit gingen, woran in Kurland bloß darum so viel Mißwachs wäre, weil die Höflichkeit nicht betrieben würde, die zu allen Dingen nütze sei“.

Ich erfuhr nun von den Eltern, daß ihr Sohn Peter, der Bruder Korchen's, dem Bräutigam entgegengefahren sei, um ihn abzuholen. Da sie immer noch nicht erschienen, gingen wir ohne sie zu Tische.

Korchen war wieder da und auffallend heiter. Vater und Mutter schienen ausnehmend mit ihr zufrieden. Sie saß neben mir und unterhielt sich auf's Lebhafteste über die alten Jugenderinnerungen. Sie erinnerte sich an die geringste Kleinigkeit, die zu der Zeit, da ich nach Königsberg ging, vorgefallen war. Herr von Weesen, dem unsere Unterhaltung vielleicht zu lebhaft erschien, hatte Mühe durch Querfragen uns von einander zu bringen. Und wenn wir anstanden, mündlich zu sprechen, waren unsere Augen in einer immerwährenden Unterhaltung. Ich rettete wiederum Korchen und sie dankte mir. Korchen — richtete wieder Salat an und ich nahm mir die Erlaubniß, sie an das Examen zu erinnern, das sie in Neuhof-Geldern überstand. Ja — mir kam es vor, daß des strengsten Augenmaßes und Händegewichts unerachtet, das die Mutter damals an ihr gerühmt, diesmal die Salatingredienszien nicht nach richtigem Maß und Gewicht gemischt wurden. Es war offenbar zu viel Salz — zu wenig Essig! — „Wer solch ein Wesen nicht auf Händen

trägt, verdient keine Hand zu haben“ — senzte ich in mich hinein und dachte an Junker Gotthard, der zwei Hände hat und nicht Invalid ist.

Es wurde noch viel vom Türkenkrieg gesprochen. Ich mußte erzählen und Lorch, das fühlte ich an ihrem Auge, nahm mir die Worte vom Munde. Wir standen von der Tafel auf. Ich sprach allein mit Lorch. Sie interessirte sich so lebhaft für Alles, was ich durchgemacht. Die Theilnahme, die ich für Mitleid gemischt mit Dankbarkeit nahm, that mir unsäglich wohl. Weder sie noch ich gedachten des morgenden Verlobungstages. Wie kam das? — Um Alles hätte ich sie nicht daran erinnern können. —

Abends hatte Herr von Weesen die Gewohnheit, mit seinen Leuten eine Betstunde zu halten. Es war, wie er's nannte, ein „schuldiger Gottesdienst“. Es gehörte zur Hausordnung und zum Ceremoniell. Die Hausfrau sprach zu mir von dieser „Gewohnheit“ mit einer so herzlichen Art, daß ich diese Abendstunde um Vieles nicht verlieren wollte, obwohl Herr von Weesen fast geistlich es darauf anlegte, mich hinaus zu complimentiren. „Warum wollen Sie sich incommodiren?“ — fing er an, als ob das Gebet eine Beschwerde wäre. — Ich ließ nicht nach und fand allerdings, daß Herr von Weesen durch's Gebet auch mit dem lieben Gott complimentirte und offenbar bewies, daß er das Gespräch nicht angehört, welches zwischen meinem Vater und dem alten Geldern bei unserer Ankunft in Neuhof im Hause des letzteren vorfiel.

Wir gingen in das Betzimmer, wo auch, wenn das Wetter zu schlecht war, um in die Kirche zu fahren, eine Predigt gelesen ward. Und Lorch nahm mit einer Unschuld, die über Alles ging, ein in schwarz Korduan gebundenes Buch und las ein Gebet mit so schlichter Herzlichkeit,

daß es mir durch die Seele ging. Sie erschien mir als das Ideal einer erhörten Beterin. Ich erinnere mich noch des Schlußwortes in diesem Gebet: „Herr Gott, — lehre uns zufrieden sein mit dem, was du uns sendest in dieser Welt. Laß uns nie vergessen, daß es an uns liegt, wenn sie nicht — sehr gut ist. Und in allem Schmerz und Kreuz lehre uns sprechen: dein Wille geschehe!“

Bei diesen Worten brach sich ein Thränenlein Bahn, das Korchen so lange zurückgehalten. Man hörte es an ihrer Stimme. Sehen konnte es Keiner; — so weit ließ sie es nicht kommen.

„Dein Wille geschehe!“ — Hundertmal möchte ich diese Worte hersetzen. Vielleicht träfe Eine meiner Leserinnen den Ton, mit welchem Korchen sie sprach.

Ich fühlte es, sie ging mit schwerem, schwerem Herzen an ihr Geschick. Wir schieden den Abend sehr still von einander.

Ich konnte die Nacht kein Auge schließen. War es Wunder? — Korchen, wie ihre Mutter des anderen Tages versicherte, hatte eine noch ärgere Nacht gehabt. Die Nacht vor der Verlobung — dachte ich in Erinnerung an die Erzählung meiner seligen Mutter — ist sie nicht in so manchen Fällen eine „arme Sündernacht“?

In welcher Nacht ich lag so hart  
Mit Finsterniß umfassen.

Ich weiß nicht was mir war. Schlafen konnte ich nicht, gewacht habe ich auch nicht.

Der Verlobungstag erschien, und die hell aufgehende Sonne durchleuchtete den Morgen. Das macht, bei trüber Herzensstimmung, uns oft noch schwermüthiger. Ich sah zeitig aus meinem Fenster, das ich öffnete. Wahrlich — ich betete, so voll war ich; — bei aufgestoßenem Fenster natürlich!

Der Garten in Alt-Weesen war sehr anders als in Neuhoft-Geldern, wo ich mit meinem seligen Vater am Fenster stand. Alles war hier geschnörkelt und beschnitten; lauter gerade, grün umränderte Wege. Aber im Hintergrunde schien das Revier der Frau von Weesen zu beginnen, ohne Zäune, freiere Parkanlagen mit hübschem Teich.

Da — plötzlich! Was sehe ich? Ist sie es? — Ja, sie ist es. Ich sah durch mein Fenster Lorch an diesem Teich herumgehen und immer in's Wasser schauen. Sollte sie wirklich — dachte ich — am Morgen des Tages, da ihr Herr Aeltervater mit der Frau Aeltermutter sich ehelich verbunden, und auch sie nunmehr Gottharden auf ewig die Hand zu geben in dem Herrn entschlossen ist — sollte sie da das Andenken jenes Falls und der Lebensrettung feierlich begehen? — Und gleich unterdrückte ich diesen stolzen Gedanken. Aber mein Auge verfolgte sie doch. Wir thaten, als sähen wir uns beide nicht; und doch sahen wir uns beide und wünschten es, daß wir uns sähen.

Sie verschwand! — —

An diesem Vormittage war eine feierliche Stille im ganzen Hause — mehr als ein Pianissimo. Das Frühstück ward Jedem auf sein Zimmer gebracht, und es kann etwa, zehn Uhr gewesen sein, da Herr von Weesen in vollem Staat, mit dickem Fuß wegen der frisch angelegten weißseidenen Strümpfe paradirend, mir die Visite gab, nachdem er schon des Morgens früh durch den Diener sich nach meinem Wohlfsein hatte erkundigen lassen. — Nach einer halben Stunde erwiederte ich dieselbe. Und nun war bis zum Verlobungsmittag Alles nach Ortsgebrauch berichtigt.

Herr von Weesen gab mir zu verstehen, ob ich nicht Lust und Liebe hätte, das feierlichst hergerichtete Verlobungszimmer zu sehen. — Ich hatte nicht Lust und Liebe. Aber

ich mußte folgen und fand ein Zimmer, wo ein Sopha stand, karmoisinroth beschlagen, darüber Großvater und Großmutter in Oel, so unaufgeräumt gemalt, daß es mir vorkam, als wäre dieß gute alte Paar unwillig, daß man sie aus dem Schlafe störe.

Ich ging durch die zwei geöffneten Flügelthüren in die anderen Zimmer. Dort herrschte eine solche allerliebste Uebereinkunft, daß es schien, als freuten sich die Zimmer, daß sie einander sähen. Ueberall fand ich die Hand der lieben, lieben Frau von Weesen. Aber weder sie, noch die Tochter waren zu sehen. Alles war bereitet und Niemand fehlte als der Bräutigam, freilich bei der Verlobung ein wichtiges Stück.

Da rasselte endlich ein Wagen — mit vier schnaubenden Rossen davor. Alles, was nur von Domestiken laufen konnte, lief auf den Posten. Herr von Weesen war nicht Willens, seines Schwiegersohns halber die letzte Stufe der Treppe zu beschreiten. Er wollte den Ankömmling oben erwarten. Denn erstens war er der Schwiegersohn. Sodann verstand er nicht, was heiliger Abend war. Und schließlich hatte er selbst an seinem Ehrentage viel zu lange auf sich warten lassen.

„Wo sind die Damen? — wo sind sie?“ — hörte ich den Herrn von Weesen schreien. Da kam ein Mädchen gelaufen und meldete: Fräulein Tischen wäre wie todt! — Eben sei sie in ihrem Zimmer hingefallen, da der Wagen in den Hof einfuhr.

Ich erschrak über diese Nachricht ärger als einst Lieschen über jenen Flintenschuß am Ufer des Teiches, wo Lorchen als Kind hineingefallen war. — „Todt“ — schrie der alte Weesen — „todt? Was hilft dann der Bräutigam, wenn die Braut fehlt?“ — Er lief zu seiner Tochter, mit welcher

er die Mutter beschäftigt fand, um sie in's Leben zurückzurufen. Bald kehrte er zurück mit der Nachricht, daß sie sich nicht erholen könne. „Soll denn aus dem Tag der Freude ein Tag des Trauerns werden?“ — jammerte er.

Alles lief durcheinander. Die Mutter hörte ich rufen: „Meine Tochter, meine Tochter!“ — so kläglich, wie damals Lieschen's „Rett', rett'!“ und „Hier, hier!“ mir entgegenschallte. Wird Gotthard, der eben gekommen, es nicht ebenso machen, dachte ich, wie damals, und eher die Flinte abzuschießen bereit sein, als seiner Kranken die Hand reichen?

In diesem Mischmasch, mitten in dieser Verwirrung fuhr der Wagen vor, und es stieg aus — nicht der Bräutigam, sondern bloß der Junker Peter, Lorchen's Bruder. Er ging etwas verlegen auf den Vater zu, der ihn schon mit Vorwürfen überhäufen und über die furische Denkart des Herrn Bräutigams sich sonder Glimpf auslassen wollte, als Junker Peter erwiderte: „Verzeih, Vater, der Herr von Koberstein ist verhindert zu kommen und läßt sich für heute entschuldigen.“

Koberstein? — Wer war denn das? Ich traute meinen Ohren nicht und wagte doch nicht sofort zu fragen. Also Junker Gotthard war nicht Lorchen's Bräutigam? Wie doch Alles in der Welt durch Mißverständnisse geschlängelt wird. Warum war es denn Junker Gotthard nicht, da er doch von Jugend auf dafür bestimmt war, und Herr von Weesen seine warme Schwiegervaterempfindung so handgreiflich bei unserer damaligen Abreise nach Königsberg zu Tage treten ließ?

Ich leugne nicht, mir fiel ein Stein vom Herzen, da ich mein Mißverständniß erkannte. Aber es drohte ein anderer darauf gewälzt zu werden. Wer ist denn dieser neue Bräutigam? Und warum ist's Junker Gotthard nicht? Ich will

versuchen beide Antworten unter Einen Hut zu bringen und erzählen, was ich nach der Zeit selbst erfuhr, theils durch Frau von Weesen, theils durch Junker Gotthard selbst.

Es hatte mein alter Freund und Reisegefährte in Göttingen und Königsberg wenig Aufmunterung zur heiligen Ehe gefunden. Was ihm den Rest gab, mag wohl die Art gewesen sein, wie Lorchen ihm bei seiner ersten Aufwartung in Alt-Weesen begegnete. Der Vater hatte ihn mit offenen Armen empfangen. Die Mutter reichte ihm die Hand. Lorchen benahm sich dabei so, als wenn sie nur zum Zusehen da wäre. Von Liebe, das fühlte wohl der ehrliche Gotthard, keine Spur! Jede Liebe hat einen Götzen, den sie anbetet. Idol oder Ideal ist hier nicht weit von einander.

Junker Gotthard empfand, daß er gekommen, gesehen und — nicht gesiegt hatte und ging gerechtfertigt in sein Haus. Er sah ein, daß hier keine Aussicht für ihn wäre, wenn er mit gutem Gewissen verfahren wollte; und es kostete ihm wenig Mühe „umzufatteln“ — um aus seiner Sprache ein Wort anzubringen. •

Lorchen und Gotthard fanden bei dieser Scheidung vollkommen ihre Rechnung. Aber der alte Weesen war in heller Verzweiflung, und Frau von Weesen war auch nicht sonderlich davon erbaut, was jedoch Gotthard's mindester Kummer war.

Fast hätte man glauben sollen, Lorchen und Gotthard hätten sich aus bloßer Liebe verlassen. So wenigstens schien es, da sie einander los waren. Lorchen legte ein Jahr nach dem andern zurück, und — was noch mehr ist — sie war dermaßen in sich gefehrt, daß die Eltern ihrethalben fürchteten. Sie mochte ihr Idol oder Ideal im Herzen ge-

tragen haben. Aber welches? und wie lange? Von mir hatte sie zuletzt durch Junker Gotthard gehört, der ihr das Einzelnste aus der Zeit unseres Zusammenlebens berichteten mußte. Seitdem war ich für sie verschollen, und nur gerüchtweise hatte sie von meinem Zuge gegen die Türken gehört.

In dieser Lage war Lorchen von einem reichen Junker der Umgegend gesehen worden, von jenem Herrn von Koberstein, einem Manne, der nie aus dem Lande gekommen, als Majoratsherr sehr selbstbewußt war und hart in den alten Herrn von Weesen drang, ihm seine Tochter zu übergeben. — Auge auf, Buntel auf! — dachte Herr von Weesen und widerstand nicht lange. Er hatte von Anfang ihrer Bekanntschaft an sich fast gröblich für diese Heirath interessirt. Das große Vermögen des reichen Junkers zog er in eine der Sache gemäße Erwägung. Lorchen's Freier hatte schon längst eine Art Freundschaft mit Lorchen's Bruder angeknüpft, unterstützte diesen in allerlei wilden Vergnügungen und erwartete dafür mit Recht, daß der Bruder Alles thun werde, bei seiner Schwester den werbenden Freund in das günstigste Licht zu stellen.

Dazu kam, daß Koberstein eine wohl aussehende männliche Erscheinung war, — etwas wild und ungeberdig und galanten Abenteuern sehr ergeben; aber in der Gesellschaft suchte er den Anstand zu wahren, und in kurischen Kaufereien benahm er sich mit einer gewissen ritterlichen Vornehmheit. Freilich waren Geiz und Verschwendung eigenthümlich in ihm gepaart. Geld war des Junkers von Koberstein Losung. Aber auch in dieser Hinsicht war Alles in ihm widerspruchsvoll. Er liebte und haßte auf eine so brütsche Art, daß freilich bei der Verbindung mit dem zarten Lorchen keine sehr glückliche Ehe abzusehen war.

Obwohl ich's nicht begreife, wie es zunging: — denn mir sind solche Misch-Charaktere höchst ekelhaft — Korchen's Mutter glaubte, nachdem die Sache Jahr und Tag gedauert und der Vater immer mehr gedrängt hatte, nachgeben zu müssen und war nicht wider diese Heirath, wenn auch die eigentliche Freudigkeit ihr abging.

Korchen ward allmählich durch das ewige Sureden eingeschläfert, im Schlafe wieder aufgesprengt, und da — hatte sie den Kopf nach vorn genickt, wie alle guten Leute, wenn sie schlafen, den Kopf nach vorn zu neigen pflegen. Dieß Nicken hieß beim Vater, dem Herrn von Weesen, um so mehr Ja, als nach seinen Regeln der Höflichkeit er keinem jungen Mädchen in ein deutliches Ja auszubrechen gestattete. Die gute Mutter empfand um so mehr, daß Kopfnicken und deutlich Ja sagen verschieden wären. Sie hatte noch kurz vor dem bestimmten feierlichen Verlobungstage eine Unterredung mit der Tochter, die nicht sehr verheißungsvoll klang. Frau von Weesen war trotz ihres feinen Gemüthes in diesem Punkt, wie es schien, nicht frei von jener allverbreiteten Eva Natur schwacher Mütter.

Auch der Junker Peter, Korchen's Bruder, hatte bei dieser Einschüchterungs- und Einschläferungsmethode in seiner Art mitgewirkt. Dieser junge Mann war vom Vater auf eine so höfliche Art erzogen worden, daß nichts darüber ging. Von jener Hauptregel der Erziehung: wen ich lieb habe, den züchtige ich — hatte er wenig oder gar nichts erfahren. Vor dem Vater brachte er es zu einer gewissen Heuchelei der Höflichkeit. Sobald er in's Freie kam, ward er ungezogen kurisch in jeder Hinsicht. Schon als Knabe, wenn er mit der zartbesaiteten Schwester spielen sollte, trat seine innere Rohheit zu Tage. Während sie kaum eine Mücke verschrecken konnte, wenn diese ihr Blut entzog, war

es Peter's Hauptleidenschaft nicht bloß Mücken todtzuschlagen, sondern sie und andere Thiere nach Herzenslust zu quälen. Gleichwohl glaubte der Herr Vater einen wohlheingeschlagenen Sohn in Junker Petern vorzeigen zu können und hatte nie etwas dagegen, wenn es dem jungen Herrn einfiel, seinen Vergnügungen Thür und Thor zu öffnen. Die Mutter, die kein doppeltes Gesicht ausstehen konnte, weil sie das Gesicht für ein Patent des Herzens, des Gemüthes ansah, hörte nicht auf, einzulernen und dem Unwesen zu steuern. Allein da war der Herr Sohn, so wie es die Zeit mitbrachte, oft höflich, wie gegen seinen Vater, oft rauh und kurisch, wie mit seinen Genossen.

Dieser Mückentheld war, wie gesagt, mit dem Herrn von Koberstein seit längerer Zeit sehr vertraut. Sie hatten nicht bloß die gleichen gemeinen Vergnügungen, sondern Peter ließ sich von seinem zukünftigen Schwager viel, viel Geld zahlen, um es in seiner Art zu verschleudern und zu Hause für ihn zu wirken. Seine Zudringlichkeit brachte die ganze Sache fast zum Scheitern. Bei Gemüthern, die selbst zu wissen glauben, was zu thun ist, ist alle Zudringlichkeit unausstehlich, sie kleide sich schwarz oder weiß.

Lorchen war offenbar die ganze Zeit vor dem Verlobungstage in sich zwiespältig und der Verzweiflung nahe gewesen. Meine Ankunft war ihr etwas so Wunderbares, daß sie völlig aus dem Zusammenhang kam. Wer glaubt nicht Wunder, wenn er liebt? Und wo geschehen in diesen wundergeizigen Zeiten anders Wunder als in der Liebe? Der Eine Tag, da wir uns gesehen und gesprochen, reichte hin, die Unmöglichkeit jener Verbindung ihr sonnenklar vor die Seele zu stellen.

Auch Koberstein hatte seinerseits Anlaß genommen, sich über Lorchen's Benehmen zu ärgern. Er hatte die Frechheit

gehabt, indem er seiner Braut ein Geschenk darbringen wollte, auf eine recht kuirische Art baares Geld ihr anzubieten, damit sie selbst — wie er sagte — nach ihrem „weltberühmten“ Geschmack davon Gebrauch mache. „Wer kann das so, wie Sie!“ — hatte der galante Herr hinzugesetzt. — „Weltberühmt?“ — hatte Lorchchen erwidert und, indem sie mit einem verächtlichen Lächeln ihm den rothen Netzbeutel zurückgab, hinzugesagt: „Wir sind beide nicht über Kurland hinausgekommen. Jedenfalls scheint Ihr Horizont nicht weiter zu reichen!“ — Sie sagte das mit einem Tone, den selbst Herr von Koberstein verstand. Es muß eine sehr deutliche Art gewesen sein — etwas von der nadelspitzen Weise, die ihr in Momenten der Erregung eigen war.

Wir wissen schon, daß Lorchchen, als die Bräutigamsperde ansprengten, in Ohnmacht fiel. Warum? braucht wohl nicht gesagt zu werden. Denselben Morgen war sie, wie wir Alle wissen, gesund und heil an's Wasser gegangen. Jene Bräutigamsperde brachten nur den Junker Peter, bepackt mit Entschuldigungen. Er schien nicht undeutlich zu verstehen zu geben, daß der Ton Lorchchen's bei jenem Präsent viel zu diesem Ausbleiben des Bräutigams beigetragen.

Den andern Morgen kam ein Brief von Herrn von Koberstein, worin er alle Unterhandlungen einfach abbrach und vom Vater unseres Mückenhelden die Summe von drei Tausend Thaler Albertus verlangte, welche sein Sohn ihm schuldig sei. Das stieß dem fast den Boden aus. In seiner ersten Hitze — sonst hätte er es gewiß nicht gethan — gab Herr von Weesen der Alte mir diesen Brief zu lesen. Ich gerieth über Koberstein's Frechheit in Empörung. Das that dem alten, verletzten Schwiegervater wohl, trotz seiner Neigung zur Höflichkeit.

Er bat mich länger zu bleiben, da er in Erfahrung gebracht, wie Lorchen sich, nachdem sie gehört, daß der „Bräutigam“ nicht gekommen und wahrscheinlich gar nicht mehr erscheinen werde, sofort erholt hatte.

Ich blieb und verbrachte noch vier schöne Tage in Alt-Weesen. Der Mückentödter benahm sich ziemlich fremd gegen mich und ich bezahlte ihm mit gleicher Münze. Mutter und Tochter kamen mir mit zarter Freundlichkeit entgegen.

Noch an demselben verhängnißvollen Tage versammelte sich die Familie zu einem etwas späteren, allein desto einträglicheren Mittagsmahl. Nur mußten zwei Schüsseln nach Anordnung des Herrn von Weesen ungeessen abgetragen werden, weil — wie er sagte — sie von uran Verlobungsgerichte wären. Die eine war, dünkt mich, sogenannte „Kälbermilch“. Die Damen schienen so zufrieden und wohl-gelaunt, daß selbst von „Tinchen's“ Erkrankung nicht viel gesprochen wurde. — „Ein Fall in's Wasser!“ — sagte sie, da ich mich darnach erkundigte; — „wenn man wieder auf dem Trocknen ist, — was ist's mehr?“ — So schien mir das liebe Kind auch wirklich — frisch wie nach einem kalten Bade. Und die Mutter? Auch sie brauchte so wenig wie damals Lieschen meinen Hut voll Wasser zur Erfrischung. Die sichtliche Zufriedenheit ihrer so lebenswürdigen Tochter hatte sie hinreichend getröstet, während der Vater unsicher tastend seine innere Bitterkeit so gut es ging zu ver-beißen suchte.

Ich erkundigte mich bei Lorchen, ob Lieschen, ihre frühere Wärterin, noch im Hause sei.

„Nicht gerade in unserm Dienst“ — antwortete sie — „aber sie lebt auf unserem Hofe als das getreue Weib unseres Amtmanns. Sie ist noch jetzt in vielen Dingen meine Vertraute, und ich ziehe sie gern zu Rathe in mancherlei

praktischen Lebensfragen.“ — Da ich mich ihrer so lebhaft erinnerte, ward die Frau Amtmännin herbeigeholt.

Frau Lieschen kam und freute sich so, mich zu sehen, daß nichts darüber ging. Wir sprachen längere Zeit im Vorzimmer allein mit einander. Sie fand, daß ich „recht alt geworden“ und daß ich „mit Einem Arm jetzt schwerlich ein Fräulein Lorchchen mehr aus dem Wasser holen würde. Ein Fräulein Tinchen noch weniger“ — setzte sie schmunzelnd mit einem theilnehmenden Blick auf meinen invaliden Zustand hinzu. Frau von Weesen und ihre Tochter, die herbeigekommen waren und den letzten Ausspruch gehört hatten, fanden der Keines und schienen durchaus anderer Meinung.

Die Frau Amtmännin besuchte mich nachher öfters auf meinem Zimmer, wenn ich allein war; und unser einziger Text war „Tinchen“ — das liebe, zarte Kind, das sich zusehends in diesen Tagen erholte und wie eine blaßrothe Rose erblühte.

In den vier schönen Tagen wagte ich es noch nicht, mich ihr gegenüber zu erklären. Ich wollte den wunden Fleck nicht berühren und war mir selbst über mich nicht klar. Der Gedanke an Mine legte sich wie eine Wolke dazwischen. Da ich Abschied nahm, um auf meinem Gute in Livland einige unaufschiebbare Besorgungen zu machen, fragte mich Lorchchen in einem Tone, der mir durch die Seele ging und fast alle meine Absichten in Betreff meiner Zurückhaltung zerstört hätte: „Wann kommen Sie wieder?“ In großer Verwirrung antwortete ich, da die Mutter Lorchchen's die Frage wiederholte: „Hoffentlich bald.“ — —

Meine Geschäfte in Stolben waren rasch besorgt. Ich kehrte in kaum vierzehn Tagen wieder nach Alt-Weesen zurück. Lorchchen fand ich so, wie ich sie gelassen. Ihre

Mutter desgleichen. Nur kam mir die Tochter diesmal herzlicher und harmloser entgegen. Der Vater hatte etwas entschieden Rückhaltendes angenommen. Der Grund war, wie ich später erfuhr, kein anderer, als daß — wunderbar genug — Herr von Koberstein wieder angeknüpft hatte. Der Junker Peter, ohne einen Auftrag vom Vater selbst zu haben, war wieder zu seinem Freunde gereist. Der schändliche Plan, den Vater durch jenen Drohbrief für die Auszahlung der Schuldsomme geschmeidig zu machen, war mißlungen. Nun war der Mückenheld wieder hingezogen und hatte dem Herrn von Koberstein erzählt, was er gesehen und gehört und was er zu glauben Ursache hätte in Betreff meines Verhältnisses zu Lorch. War es nun Eifersucht von Seiten des Majoratsherrn oder gekränkte Ehre, daß ihm bei dieser Spröden nicht gelungen sei, was dieser einarmige Major sich einbildete — kurz Junker Peter hatte von ihm Macht und Gewalt erhalten, mich zur Rede zu stellen, wie ich zu der Dreistigkeit käme, in einem adeligen Hause, wo er Regent gewesen, mich aufzudrängen.

Ohne von diesen Intriguen etwas zu ahnen, war ich den ersten Abend nach meiner Rückkunft in mein Schlafkämmerlein gegangen mit unbefreiblichem, halb bangem, halb seligem Gefühl. Anfangs hatte ich an Lorch nicht anders, als an ein liebes, herzensgutes, seltenes Mädchen gedacht. Was war es, das mich weiter, das mich zur Entscheidung brachte? In solchen Augenblicken muß uns eine unsichtbare, im Stillen wirkende Hand leiten, wenn wir nicht auf eine Thorheit gerathen sollen. Beim Ausframen meiner Sachen fiel mir der Packer mit Minens Testament in die Hand, welcher mich bisher auf allen meinen Reisen begleitet hatte. Als ich ihn in großer Erregung aufmachte, fiel mir die Stelle ins Auge:

„Ich bitte dich vor Gott und beschwöre dich bei Allem was heilig ist im Himmel und auf Erden und nach diesem hohen Schwur — bei meinem letzten, letzten Seufzer, bei meinem letzten Todesstoß, bei meinem letzten warmen Hauch — dich zu seiner Zeit ehelich zu verbinden! Gott segne dein zukünftiges Weib und die Kinder, die sie dir schenken wird!“

Wie mir dabei ward, das weiß Gott! Ich konnte kein Wort mehr lesen. Jene Beschwörung München's kannte ich ja. Sie war meiner Erinnerung wahrlich nicht entschwunden. Aber die Worte waren mir nie an die Seele gegangen, so lange das Herz frei war. Wie anders jetzt! Hätte ich Eorchen noch wach oder im Garten gewußt, ich wäre hinausgestürzt, um eine Entscheidung herbeizuführen. Es war recht gut, daß es nicht ging. Ich ward ruhiger, da ich, auf meinem Lager mich schlaflos hin und her wälzend, Alles überlegte. Ich wollte nichts erzwingen, nichts erstürmen. Mein Entschluß war, Alles dem Ungefähr zu überlassen, mich nicht jetzt gleich um Eorchen zu bewerben, allein ihrer Hand auch nicht auszuweichen. Ich schlief diese Nacht wirklich keine Stunde und doch hatte ich ausgeschlafen!

Den andern Tag — es war ein prachttoll thaurreicher Morgen — fand ich Eorchen im Garten, eben an der Stelle, wo sie so gern in der Nähe des Wassers herumzuirren pflegte. Nachdem ich mit ihr einige Male auf und ab gegangen war, und wir nur Gleichgültiges gesprochen, trat eine für uns beide peinliche Stille ein. Endlich brach ich das Schweigen und konnte sehen, daß meine Erregung auch sie angesteckt hatte.

„Was würden Sie sagen“ — platzte ich unbesonnen genug heraus — „was würden Sie sagen zu einem Wechsel zwischen dem Herrn von Koberstein und mir!“ Dummer —

das fühlte ich später oftmals in meinem Innern und schämte mich dessen — dummer konnte eine Ansprache kaum ausgedrückt werden. Ich war eben meines Verstandes nicht mächtig.

„Was ich zu einem Wechsel sagen würde?“ — wiederholte sie langsam, mit weicher Stimme und doch einigermaßen spitz. „Daß es kein Wechsel ist“ — schloß sie mit erregter Betonung.

„Wie so?“ — fragte ich stürmisch.

„Fragen — Sie — das?“ — erwiderte sie mit einer Art von Vorwurf in ihrer Stimme und in den Augen, daß ich Alles, Alles wußte.

Ich nahm ihre Hand fest in die meinige, und sie legte ihr Gesicht auf meine Schulter. Wir weinten beide. Reden konnten wir lange kein Wort.

Gott ist die Liebe! Ist es denn Schande, so zu lieben? Alles was nur diesen süßen Namen führt und mit ihm in Verbindung ist, stammt von ihm — ist seines Geschlechts. —

Korchen und ich — wir waren so Eins am Wasser, daß Alles „Er und Sie“ — „Sie und Er“ war. Warum wir uns nicht gleich duzten, weiß ich bis diesen Augenblick nicht.

„Ihre Mutter?“ — fragte ich zuerst, nachdem wir die Sprache wiedergewonnen. — „Weiß Alles!“ — sagte sie. — „Gott Lob“ — erwiderte ich, ohne an den Vater zu denken. Mir war es rührend, aus jenem „Weiß Alles“ zu entnehmen, daß Korchen schon vorher ihrer Mutter das Herz ausgeschüttet. Auf meine bescheidene Frage, wie sie dazu gekommen sei, bevor wir mit einander gesprochen, antwortete sie mit sehr bewegter Stimme: „Schon seit langer, langer Zeit machte ich es, wie jenes korinthische Mädchen, welches Striche zog um den Schatten ihres schlafenden Liebhabers, — Striche, in denen sie dann sein Bild sah! Die

Phantastie füllte diesen Schattenriß mit einem wohlgerüttelten und geschüttelten Maß aus. — So ging es mir mit Ihnen, seit ich Sie — in meiner frühen Jugend sah — nur daß meine Einbildungskraft auch alle die Striche zog.“ — O liebes, liebes Lorchchen! — Wir gingen zusammen zur Mutter, die keinen Schatten von Bedenklichkeit fand. Allein sie wünschte, daß ich mich an ihren Mann oder, wie sie sagte, „an Herrn von Weesen“ wenden möchte.

Ich that's und merkte, daß er sich sogleich freute, wieder eine Gelegenheit zu haben, von seiner Complimentsammlung Gebrauch zu machen. Nachdem ich aber Alles sichtete, fand ich unendlich mehr Spreu als Körner. Und was noch Korn war, lief auf die „wohlhergebrachte Landesmanier“ hinaus, daß man „ein Vierteljahr seiner Geliebten die Aufwartung machen und nach so mancherlei Beurteilen endlich die Definitivsentenz abwarten müßte“.

Herr von Weesen hätte einfach Nein gesagt, wenn er nicht von dem öffentlich bekannt gemachten Brief der Kaiserin und meiner Besizung in Livland gewußt hätte. Wie hätte er sonst überhaupt an die Möglichkeit gedacht, seine Baronesse Tochter einem Pastorensohne, auch wenn er Major geworden, zu überliefern! Zu seinen Bedenken kam noch hinzu, daß Herr von Koberstein wieder angeknüpft hatte. Wer will nicht das haben, wonach er einen Andern ringen sieht? Wer hätte nicht ein Landgut, ein Haus — gern im Besitz behalten, wenn es eben verkauft ist? So wenigstens sah es der Majoratsherr an. Ferner überlegte Herr von Weesen, daß — wenn ich auch mein Auskommen hätte — Koberstein doch ein sehr reicher Junker war. Aber die Hauptsache blieb die Herkunft. „Ehre und Geburt“ — meinte der alte Weesen — „sind doch die Wurzel alles Guten.“ — O des verfehlten Wurzelmanns! Wie kam dieser Blätterliebhaber

selbst auf das Wort Wurzel, das nur dem Herrn von Geldern zustand, den ich bei dieser Gelegenheit schmerzlich vermisse.

Dem Adel gebührt es, sich zu gürteln, wenn sich der Unadel etwas herausnehmen will. Ein Edelmann — besonders in Kurland, in Livland habe ich es weit weniger gefunden — dünkt sich wie ein verstärkter Mann; er repräsentirt sich und seine Vorfahren. Junker Peter kam, in Harnisch gejagt, im Auftrage seines „Freundes“ mit lauter Entschlüssen, die nicht Fisch nicht Fleisch waren. Stolz verzog er seinen Mund, als wollte er Hohn sprechen; und — da er seinen Vater Hochwohlgeboren gesattelt fand, behandelte er mich so unartig, daß ich — da er Lorchens's Bruder war — zunächst nicht anders konnte, als ihn großmüthig übersehen. Zum Mückenfänger war ich nie aufgelegt. Ich gab auf alle seine Reden, so lange er sie gegen die Andern richtete, von denen ich sie erfuhr, — kein Wort. Da aber dieß Mücken eben hierdurch dreister ward und sich gerade an meine Stirn klebte, sah ich mich gedrungen, es wegzuschleuchen. Unfehlbar hatte unser Held einige Romane gelesen, wo der Zweikampf in einer Kinderlehre abgehandelt wird. Da unser Mückenheld mir als einem Invaliden meinte großprahlerisch seine Kinderlehre vorhalten zu können und eine Katechismusantwort erwartete — sah er mich über Hals und Kopf blank.

„Was wollen Sie, junger Mensch?“ — rief ich. „Ihre Schwester? — Ich werde sie nicht nehmen, wenn sie nicht selbst will, und wenn die Eltern nicht wollen, Vater und Mutter. Was haben Sie für Rechte auf Ihre Schwester, so lange Ihre Eltern leben, und so lange Lorchens selbst denken und handeln kann? Bitte mir nicht in den Weg zu kommen. Denn was mir in den Weg kommt, unberufen, zertrete ich.“

Ich weiß nicht, erschreckte ihn meine Entschiedenheit oder lag etwas in meiner Stimme, was ihn bang machte, er

gerieth in Verwirrung und stammelte: „Aber — Herr von Koberstein — dem sie eignet — wird sich das nicht gefallen lassen!“ —

„Hat er sie denn nicht selbst aufgegeben?“ — erwiderte ich.

„Hat er nicht seine Absicht bereits erklärt, sie wieder zu nehmen?“ — replicirte der Mückenheld.

„Ja — da sie nicht mehr frei war!“ — schloß ich diese widerwärtige Unterredung und entfernte mich.

Herr von Koberstein that oder war wirklich unerträglich verliebt. Er bereute seine Uebereilungen, wie es hieß, und schrieb und sandte Boten ohne Ende. Er selbst konnte nicht kommen, denn er hatte wegen einer galanten Angelegenheit mit seinem Nachbarn Eckhown auf Niendorf ein Pistolenduell gehabt, bei welchem — wie gewöhnlich — nicht viel herausgekommen war. Indessen hatte dießmal Koberstein doch eine kleine Verwundung davon getragen. In Betreff Eckhown's — an den ich jetzt fast ohne Bitterkeit denken konnte — erfuhr ich bei dieser Gelegenheit, daß er mit dem Testamentsfräulein sich wirklich verheirathet hatte und, nachdem er alle seine Reiseschulden mit dem Ihrigen bezahlt, in einer sehr trostlosen Ehe lebte. Es wäre ihm zu gönnen gewesen, daß die Kugel des Herrn von Koberstein ihn getroffen. Denn sein häusliches Leben war, wie man mir berichtete, eine Hölle auf Erden. —

Herr von Weesen hatte darauf eine lange Unterredung mit seiner Frau, der er alle seine Bedenken mittheilte.

„Aber so bedenke doch, liebe Frau, der Vater — Pastor!“

„Lieber Mann, der Sohn Major!“

„Aber, liebe Frau, beim Adel gilt der Vater immer mehr als der Sohn.“

„Mein Gott, — will denn Eine den Vater?“ —

„Wenn sie aber in der Person des Sohnes auch Vater, Großvater, Eltervater und so weiter das ganze Geschlecht mit heirathen kann?“ —

Die Frau von Weesen, um diesen Ahneneifer zu beschwichtigen, legte endlich ihrem Gemahl an's Herz, was sie im Vertrauen von mir gehört, daß ich nämlich nicht bloß von der Kaiserin geadelt sei, sondern durch meinen Vater von einer altadeligen Familie in Süddeutschland stamme. Darob erstaunte Herr von Weesen. Das Geheimnißvolle zog ihn an. Er wollte die Sache in Ueberlegung ziehen.

Ich bin es meinen Lesern schuldig zu sagen, wie ich darauf kam, der guten Frau von Weesen, die wie ihr seliger Bruder durchaus keinen Adelsstolz besaß, doch mein Geheimniß zu offenbaren. Um Vieles hätte ich das Vergnügen nicht hingegeben, erst Lorchen zu heirathen und ihr und den Ihrigen dann zu beweisen, daß sie in Betreff dieses Punktes keine Ungezogenheit von dem adeligen Pöbel der Umgegend zu fürchten hätten. Aber Frau von Weesen legte mir die Frage in so zartfühlender Weise nahe, daß ich nicht umhin konnte, mich gegen sie vertrauensvoll und rückhaltslos auszusprechen.

„Die Liebe“ — hatte sie zu mir gesagt — „das Einzige, was die Natur uns noch zurückgelassen, sollte freilich über alle Vorurtheile erhaben sein. Meine Tochter ist die Ihre und Sie sind bereits mit ihr verbunden — für Zeit und Ewigkeit. Aber Sie sehen es selbst — wer ist heut zu Tage ganz natürlich und ganz frei von Kunst? Mein Mann — nun Sie kennen ihn! Er erklärt auf's Entschiedenste — einem „Gewissen“ so und so, ohne Geschlecht und Namen — seine Tochter nicht geben zu wollen. Können Sie sich so viel von Ihrer Denkart auf einen Augenblick

abmüßigen und ihm klar, in' der Nähe, zeigen, was so viele von Weitem geahnt und gesehen? Sind Sie ein Edelmann?"

Das traf. Frau von Weesen hatte Recht, das fühlte ich. Ein „Gewisser“ — so vortrefflich das Wort sonst sein mag — ist doch ein erniedrigendes Wort in gewissen Fällen. Ein „Gewisser“ heißt Einer, der wegen seiner Existenz besorgt zu sein Ursache hat.

„Liebe gnädige Frau! Ich will Alles thun, um mich aus dem „Gewissen“ — in's Ungewisse zu setzen. Der vorliegende Fall ist von der Art, daß ich's kann.“

Ich wollte der Frau von Weesen die Papiere meines Vaters zeigen. Allein — wie doch die Weiber sind! — das Siegel war ihr genug. Sie ging zu ihrem Mann, eröffnete ihm das Geheimniß, und er war nicht bloß befriedigt — nein, jetzt sah er die Sache größer an als sie war. Dennoch war und blieb er voll Bedenklichkeiten.

„Sie wissen“ — fing er, nachdem er mir lange die Hand gedrückt, an und suchte Kraft zum Athemholen — „Sie wissen, wie es in Kurland geht! Die Wahrheit zu sagen, ich bin froh, daß Eins von meinen Kindern aus diesem Waldhornstaate, aus diesem Du-Lande erlöst wird! — Wer ist hier vor ein Paar Pistolen sicher?“ —

„Jeder der Herz hat“ — erwiederte ich.

„Nicht immer, Herr Major! — Es giebt hier unter den Krippenrittern Leute, die ihr Leben keinen Pfeifenkopf werth halten. Und wenn es Herr von Koberstein darauf anlegt, so ist mein Haus belagert und ich mit Mann und Maus verloren. Der Junker hat Geld — das will in Kurland viel sagen. Er hat eine ganze Garde von solchen Leuten um sich. — Der verstorbene Herr von Geldern, mein Schwager, hatte es freilich verstanden, sie weit von sich zu entfernen. Wenn sie ihn überfielen und sein Haus wie eine Herberge

für ihr tolles Vergnügen ansehen wollten, begegnete er diesen Don Quixoten und ihren Waffenträgern nicht wie hochwohlgebornen Leuten, sondern wie bettelnden Schneidergesellen. Forderten sie den Schlüssel zum Gastzimmer oder zum Stall — so antwortete er: „Hier ist der Schlüssel“ — und schlug auf seinen Degen. Sein Haus war seit dieser Zeit von der ägyptischen Plage der kurischen Heuschrecken verschont geblieben. — Ich aber — das nenne ich — toll dreist. Ich hab' es mit meiner Höflichkeit so weit nicht bringen können.“ —

Ich versicherte ihn, daß all dieß mein geringster Kummer wäre. Und er schien wirklich die Meinung von mir zu fassen, daß mir nicht leicht das Haar zu Berge stünde.

„Sie versprechen also, mein Herr Major“ — sagte er mit feierlicher Beschwörung — „bei Allem, was Gott geben, die Seele denken, das Herz wollen, der Mund sprechen, die Hand greifen kann — meine Tochter zu lieben, bis der Tod Sie scheidet?“ —

„Ich verspreche!“ — sagte ich ihm, indem ich meine Hand ihm reichte.

„Wohlan!“ — beschloß er nach kurzem Sinnen — „so will ich als Verlobungstag den Tag festsetzen, an dem ich mich mit meiner Frau verlobte!“ —

Die Sache mit Koberstein wurde auf eine Art beigelegt, wie ich sie mir nicht schöner hätte denken können. Selbst mit ihm zu kämpfen, erlaubte mir — abgesehen von meiner schon oft geäußerten Ueberzeugung, daß jene Duellwirthschaft ein Feigenblatt der Rohheit und ein Deckmantel der Feigheit sei — der invalide Zustand meines Körpers nicht. Da kam ganz unverhofft mein Reisegefährte — der gute Gotthard. Er, Gotthard ganz allein — wer sollte es denken — legte alle diese Neckereien ein für allemal bei. Er war im Stande,

in Kurland solche Strahlen zu sprühen, daß Alles wie vom Blitze gerührt stand.

Gotthard, den mein Brief nicht getroffen, hatte durch viele Mühe erfahren, daß ich in Alt-Weesen wäre, und flog in meine Arme. Entzückt über Alles, was vorgegangen war, versicherte er mich auf Ehre, daß er Lorchens mir aufrichtig gönne. — „Nur dann“ — fügte er hinzu — „wäre gar keine Schläcke unter'm Golde, wenn du mit deiner Frau in Kurland bliebest!“ —

Was sich Gotthard freute! Aus lichterloher Freude ward er sogar gegen Herrn von Weesen höflich, der ihm wegen der nachbarlichen Befehdungen seine Noth klagte, worauf ihm Gotthard seinen kräftigsten Beistand versprach.

„Bruder“ — wandte er sich zu mir — „ich will den Kerls schon zeigen! — Da gehen viele auf der Heerstraße, manche über Stock und Stein — viele durch Blumenbeete — andere durch Dick und Dünn! — Nicht auf den Weg — auf's Ziel kommt's an — das muß man fest im Auge behalten, Bruder!“ —

Junker Gotthard löste selbst diese Räthsel. Es ergab sich, daß er auch seine „Helfershelfer“ hatte, die er quasi besoldete, um der Anderen Helfershelfer abzuhalten. „Wer dafür zu sorgen weiß, Bruder — ist schußficher! Er hält sich seine Leibwache. Und Trotz geboten dem, der es sich erfrecht, ihm zu nahe zu kommen und nicht drei Schritt vom Leibe zu bleiben. Bei Gott — jetzt macht's mich wild!“ —

Herr von Weesen stand im Begriff, dieses kurisch ritterliche Anerbieten mit vielen Complimenten anzunehmen. Ich schlug es rund ab, so daß Gotthard verwundert sagte:

„Hör' — Bruder! Die Kerls, so dich anfallen wollen, sind ja keine Türken! — Sie sind keines Tropfens Christen-

blut werth. Solchen Lumpen auszuweichen oder sie sich vom Halse zu halten, ist Ehre."

Ich konnte ihm nicht völlig beistimmen. Er aber lief stracks zu Peter. Und nachdem er mit dem Mückenhelden gesprochen und ihm, wie ich vermuthete, eine Bürgschaft wegen der nächst zu bezahlenden Schuld zugesagt, hatte dieser andere Saiten aufgezogen. Da außerdem verlautete, daß augenblicklich Koberstein in Folge seiner Verwundung noch krank darniederläge, so ward Alles ruhig. Lorch drückte dem Junker Gotthard herzlicher denn je zuvor, da sie noch seine „Braut“ war, die Hand, — ich glaube sie hätte den Vetter jetzt schwesterlich umarmen können — und es ward für die folgende Woche das Verlobungsfest angesetzt. Mich umarmte der Junker Gotthard brennend und zeigte mir, wie man auch bei der größten Rauheit bieder und gut sein könne.

Anausstehlich würde es meinen Lesern sein, wenn ich ihnen die ganze Proceßion des Verlobungsfestes erzählen wollte. Nur einige ungesuchte Züge, wie sie fallen!

Herr von Weesen wollte durchaus, daß ich auf Knien Ja sagen sollte. Es lag ihm so etwas Ritterliches, so etwas Altadeliges darin. Da ich ihm indessen sehr entschieden widersprach, ließ er mich auf meinen Füßen und nahm mir nur das Versprechen ab, meiner Prinzessin unter vier Augen diese schuldige Ehre zu erweisen. Bei so viel Natur, die bei der Verlobung herrschte, insoweit sie zum Departement meiner Schwiegermutter gehörte, stach die Unnatur des Alten um so greller ab. Kurz vor der Ceremonie hatte er sich so wohlriechend gemacht, daß Jeder einen Schlagfluß befürchten mußte, der ihm zu nahe kam. Zwar duftete er jederzeit, noch nie aber so wie heute.

Lorch war — wie der aufblühende Lenz. Sie warf sich der Mutter in die Arme und bat um ihren Segen. Der

Vater schien bei diesem natürlichen Armwurf bemüht, die Frisur der Tochter vor Unglimpf zu bewahren! — —

Mein lieber Gotthard blieb noch acht Tage und reiste dann mit der Versicherung ab, so lange er lebe unser Freund zu sein. „Solch' eine gute Nachbarschaft“ — sagte Herr von Weesen beim Abschied Gotthard's ganz zufrieden — „ist doch die beste Mauer!“ — „Und Muth der leichteste Harnisch“ — fügte ich rasch hinzu.

Ich blieb noch weitere drei Tage in Alt-Weesen, da mich Alle — und vor Allen Korchen herzlich darum baten. — Herzlich ist nämlich meines Korchen's Leibwort! Wir beide waren so seelenfroh, daß Alles, was uns sah, Theil daran nahm. Die Liebe ist wahrlich die Sonne des Lebens. Durch sie leben und sind wir. — „Du bist nicht werth, daß dich die Sonne der Liebe bescheint“ — ist die schauerhafteste Injurie, die je ausgesprochen worden. Dagegen ist Sinai's Fluch — Segen! —

Diese meiner Leserinnen werden unfehlbar einen gewissen Unmuth in ihrem guten Herzen haben aufkeimen lassen, wie ich über der zweiten Brautenschaft die erste so bald und so tief habe vergessen können? — — Ich muß es gestehen, daß Korchen und ich in jener Zeit nicht laut von „Minen“ redeten. Das menschliche Herz ist ein wunderliches Ding. Warum vermieden wir den Namen Mine? War es, weil Korchen befürchtete, ihre Vorgängerin im Amte würde ihr Abbruch thun? War es, weil ich befürchtete, daß Korchen dieß befürchten könnte? Oder was war es? — Das weiß Gott, in unserem Herzen ward ihrer oft gedacht. Wir sprachen sogar viel von meinen früheren Erlebnissen, von Minens Art, von ihren unsäglichen Leiden. Aber wir nannten sie nie. Sie war und blieb der selige Schutzgeist unserer Liebe. Und wenn wir, Korchen und ich, auf's Innigste

die Herzen austauschten, so war mir's, als müßte ich, wie meine Mutter ihrem Schutzgeiste gegenüber that, diesem unsern Schutzgeiste zurufen: „Bleib' Lieber!“ — Mich störte diese Erinnerung nie. Sie heiligte meine gegenwärtige Empfindung. Auch waren Lorch und Minchen sehr verschieden. Und das war kein Unglück, sondern ein Glück. —

Es war die höchste Zeit, daß ich nach Stolben ging. Manche kleine Einrichtung wartete auf mein Auge. Lorch sah selbst die Nothwendigkeit meines Hinganges ein. Ich hatte die geringste Kleinigkeit mit ihr überlegt. Die Liebe macht Alles wichtig, was die Liebenden betrifft; außerhalb ihrer Grenze ist eine Krone des Aufhebens nicht werth! — Da sollte ein Sopha, dort ein Nähtischchen, hier ein Schränkchen sein; — in dem Zimmer eine blaue und wieder da eine rothe Tapete zu stehen kommen. Nur an die Schlafkammer ward mit keiner Silbe gedacht. Die bleibt immer dem Geschmacke der Schwiegermutter anheimgestellt. Und die Frau von Weesen — wie fein war sie darin wie in Allem! —

Lange wurde über den Termin meiner Abreise verhandelt. Ich wollte sehr früh Morgens abreisen, um in zwei Tagen auf meinem Gute sein zu können. Nach vielem Hin und Her kamen auch diese Präliminarien in Richtigkeit. Früh Morgens um fünf Uhr sollte ich abreisen, nahm den Abend noch von Allen Abschied und drang darauf, daß Niemand sich des Morgens sehen lassen sollte.

Um vier Uhr war ich in Reisefleidern. Und eben da ich mich durch den Saal schleichen wollte, kam mir mein Schwiegervater in voller früh-Toilette entgegen. Wie ein wachsender Chef schnüffelte er schon eine Viertelstunde vor der bestimmten Zeit an dem Platze. Die etwas fränkliche Frau

von Weesen erschien nicht. Als wir uns eben zum Frühstück hinsetzen wollten, kam Lorch — trotz meinem Verbot.

O dieser Morgen! Wie klar und duftig! Lorch im reizenden Negligé. Die Milch, die auf dem Tisch stand, noch von keiner Sonne getroffen! Alles so frisch! — Lorch verlangte auf's Genaueste zu wissen, wo ich unterwegs jeden Mittag essen und jede Nacht schlafen würde.

Der Vater hatte sich auf einige Augenblicke entfernt, unfehlbar um auf die „letzte Gellung“ — wie er jeden Abschied nannte — zu studiren. Kaum war er fort, so waren wir — Lorch und ich — mit einem so herzlichen Kuß zusammen, daß kein Wort Platz fand; — es wäre erstickt. —

Ich riß mich los, eilte zum Wagen, ward unterwegs noch von Beiden umarmt, grüßte nochmals Lorch mit den Augen und fuhr in den thauigen Sommermorgen hinaus — uns die Heimstätte zu bereiten.



## Achtes Kapitel.

### D a ß e i m .

Je weniger Saiten bei einem Instrument, desto leichter läßt es sich stimmen. Mit diesem Gedanken kam ich auf mein kleines, aber reizendes Gut. Ich wollte keinen Zugus, nur Harmonie. Hier, dachte ich, wirst du endlich Ruhe oder noch besser: Stille athmen. Das Wort: Stille, Stille — hat schon so etwas von Silberlockenton. „Ruhe“ ist hart gegen „Stille“! — Was will man überhaupt mehr in solchem stillen Daheim, als sich und sein liebes Weib? Das ist — glaube ich — eine Eigenliebe, die Gott selbst wohlgefällig ist. Denn wahrlich, der Nächste kommt dabei nicht im mindesten zu kurz.

Ich richtete in Stolben Alles nach dem mit Forchen verabredeten Risse ein, wovon ich ihr sofort getreuen schriftlichen Bericht erstattete. Die Gegend bot viel Anlage zum Garten: Bäume, große Bäume und — Wasser, das die Bäume unvermerkt belauschte. Wie ich über dieß Alles fröhlich und guter Dinge war! Dabei stellte ich mir bei jedem neugepflanzten Baum so lebhaft vor, was da noch

Alles werden sollte; und das ist immer noch schöner, als was schon da ist.

Den ersten Platz, den ich in meinem Hause wohnlich herzurichten suchte, war eine stille Zelle, ein Betkammerlein für Lorch. Ich wußte es, sie war eine fromme Beterin. In dieser „Kapelle“ sollte auch Minens Bild hängen — ein Beweis, daß ich ihr Andenken nicht fürchtete. Die erste Nacht, die ich in Stolben schlief, träumte mir, es spräche ein Engel mit Minen über meine Verbindung. Mir war's, als träte sie mich feierlich ab und breitete ihre Hände segnend über uns. — —

Als ich mit Allem im Laufe einiger Wochen fertig war, reiste ich zurück nach Alt-Weesen, um mein theures Weib heimzuführen. Ich fand schon Alles zur Hochzeit vorbereitet. Mein Schwiegervater, der so ein Tagewähler war, daß bei ihm, wie wir wissen, jeder Tag nicht bloß seine eigene Plage, sondern auch seine eigene Freude hatte, bestimmte den Hochzeitstag nach der Anlage des Verlobungstages. Sehr natürlich! — Auch wünschte er — dem russischen Herrn Major zu Ehren — daß „Tinens Brautschmuck für diesen tabelnoi prasnik — (russischen Tabellenfesttag) — etwas Nationales an sich tragen sollte“. — Ich protestirte und wollte Alles ächt deutsch. Und da mir die Mutter beistimmte, so blieb es dabei.

Darauf folgten die sogenannten „Ehepacten“! — Ich habe sie nie recht ausstehen können. Indessen mußten sie unterschrieben und besiegelt werden, indem ich verlangte, daß mein Gut förmlich meiner künftigen Frau Gemahlin zugeschrieben werde. Und so geschah es.

Zur Hochzeit war nur Junker Gotthard und seine Mutter geladen worden. Letztere kam aber nicht. Sie hatte sich, wie ich von meiner Schwiegermutter erfuhr, entschuldigen

lassen. — „Warum“ — fragte ich Gotthard — „kommt sie nicht?“ — „Wäre sie nicht meine Mutter“ — antwortete der gute Junge — „würde ich mir die Freiheit nehmen, zu sagen — warum?“ — Von den Andern erfuhr ich seiner Zeit, daß die hochadelige Frau von Geldern meine Ehe mit Lorchen doch für eine arge Mißheirath ansah, weil — „mein adeliges Blut durch das poetische Blut meiner unadeligen Mutter Schaden gelitten und vor Allem — weil meines Vaters Adels dadurch, daß er die Kanzel bestiegen, einen unauflöschlichen Fettsleck erhalten!“ —

Mein Freund Gotthard brachte noch einen Hochzeitsgast mit, auf den Niemand gerechnet hatte, den auch ich nicht kannte. Gotthard stellte ihn mir als einen Herrn von Reckenburg vor. Nachdem ich ihn flüchtig begrüßt, nahm Gotthard mich bei Seite und sagte: „Das ist Einer von dem Corps, welches ich commandire — ein so toller Hund, daß nichts darüber geht — stolz, Bruder, und barsch, sehr barsch.“ — Mir war es lieb, daß dieser „Barsche“ einen unerwarteten Auftrag — wahrscheinlich in irgend einer Duellaffaire — erhielt und nicht bleiben konnte, so daß seine Gastrolle eben nicht lang währte. Und so kommen auch meine Leser darum, dieses kurische Original näher kennen zu lernen. Gotthard erzählte mir von ihm, daß — wenn es irgendwo in der Nachbarschaft donnere — er Jenen schießen lasse, um „die Dünste zu zertheilen“. Er selbst, der Baron von Reckenburg, thue es oft beim wirklichen Donner, wie ein Herr den andern begrüße; — Gott donnere im Himmel, er auf Erden. Er sehe den lieben Gott wie seinen Gevatter an. Seinen Hund machte er zum „Wagger“ (d. h. Bauernaufseher) und alle seine Bauern mußten den Hut vor demselben abziehen. Wenn seine Kinder getauft wurden, mußte der Pastor sie fragen: „Wollen Ew. Hochwohlgeboren getauft

werden?" Und wenn er selbst zum Abendmahl ging, mußte der Geistliche ihn mit Ew. Hochwohlgeboren anreden. — Und wenn er beichtete, fing die Beichtformel an: „Ich von Gottes Gnaden, Erbherr auf“ — u. s. w. u. s. w.

Ich glaube, meine Leser werden es gerne sehen, daß dieser tolle Kurländer abgerufen worden. Wie Oel und Wasser paßte er zu uns Allen.

„Wie kommst du zu dem Menschen, Bruder?“ — fragte ich den Junker Gotthard.

„O — es sind deren Etliche in meinem Regiment! Der ehelichste Kerl, den du dir denken kannst. He, he, he — den lieben Gott zu Gevatter bitten! Ein Teufelskerl! Sieh — Bruder! Er hat eben nicht viel und will sich doch zeigen!“ —

Dieser „Gottes-Gevatter“ hatte, bevor er abfuhr, einen großen Wildbraten verzehrt, zwei Bouteillen Franzwein und eine Ungarisch „ausgepiffen“, gab uns Allen die Hand und zog seine Straße — fröhlich, wie es schien. „Starke, gesunde Kinder!“ — wünschte er mir, da er beim Abschied meine Hand fast zerdrückte. „Eine glückliche Reise!“ — rief ich ihm zu.

Hoffentlich auf Nimmerwiedersehen! Gottlob — dachte ich — daß ich in Livland wohnen darf. So etwas war mir selbst in Kurland noch nicht vorgekommen, obgleich kein Zug unrichtig, nicht einmal verstellt ist. Alles wie es war! Jedenfalls wächst Derartiges nur auf kurischem Grund und Boden. Herr von Weesen erklärte, da der fremde fort war, — er kenne ihn schon par Renommée; und bemerkte, daß er dergleichen Schlag Menschen in den Tod nicht ausstehen könne. Diesmal mußte ich meinem alten Schwiegervater Recht geben. „Ich bin auch nicht gerade in die Kerls

verliebt“ — sagte Gotthard — „aber was muß man nicht, um Frieden zu haben? Nur daß ich ihn mitgebracht, Bruder, hält dir die Kobersteins und Eckhowens und deren Spießgesellen zehn Meilen vom Leibe! — Einigen Wenigen“ — fuhr er nach einer Weile fort — „gelingt es in Kurland ohne dergleichen Helfershelfer sich die Landplagen der Krippenritter vom Halse zu halten. Indessen hat sich mein Vater doch fünfmal schießen müssen, ehe es ihm gelang.“ —

Den Herrn von Weesen gruselte es bei diesen Worten. „Ich — ich liebe es auch nicht, mich herum zu schießen“ — schloß Gotthard; — „warum soll ich's, so lang ich so abkommen kann? — Von mir hat dieser Gottes-Gewatter, der selbst ein armer Mensch ist, eine mäßige Pension und so auch von manchen Mitbrüdern meines Gleichen, die sich nicht schießen mögen. Ein alter Edelmann ist er, und sein Vermögen hat er mit guten Kerls aufgeessen und aufgetrunken!“ —

So konnte denn die Trauung ohne diesen Helfershelfer vor sich gehen. Den Tag zuvor war ein erschreckliches Regenwetter. Man konnte sagen, die Fenster des Himmels thäten sich auf. Dieß brachte dem alten Herrn keine kleine Sorge zu Wege. Er hatte durchaus schönes Wetter auf die Hochzeit invitirt und mancherlei Vergnügen darnach eingerichtet. Die ganze Nacht war an keinen Stern, der Aufklärung verkündigte, zu denken.

Den Morgen klärte es sich doch auf; und wir hatten einen so heiteren, schönen Tag, daß Herr von Weesen diesen Umstand zum heutigen feste in seiner Chronik verzeichnete. Er war es werth, daß er zu Protokoll genommen ward.

Bei der Trauung hielt der mir fremde Pastor, der von meinem Vater keine Faser hatte, eine Rede über den schönen Spruch: Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird es wohl machen.

Ich grub mir diese Worte in die Seele. In der Rede des Pastors war kein Gedanke zu finden, der auch nur eine Pflanzengröße übertraf. Gleichwohl traf so mancher mein Herz.

Mein Korchen gab mir mitten unter der Predigt bei einer Stelle, die ihr auffiel, zutraulich die Hand. Und obgleich ihr Herr Vater diesen Verstoß gegen das Ceremoniell so übel vermerkte, daß er uns gern auseinander geschlagen hätte, so blieb es doch bei diesem „Hand in Hand“, bis wir von Trauwegen die Hände auseinandernahmen, damit sie der Herr Pastor zusammenlegen und: „was Gott zusammengefügt, soll der Mensch nicht scheiden!“ — darüber sagen konnte.

Wie solch eine Kleinigkeit — zum wahren Beweise, daß die Natur über die Kunst geht — bis in's Innerste dringt! Ich konnte diesen extemporirten Handschlag Korchen's nie vergessen.

Nach der Trauung warf sich Korchen an meine Brust. „Dein!“ — sagte sie ohne daß wir ein Du verabredet hatten. Und von Stund an war es Du und Du, zu nicht geringem Vergerniß für den Herrn Vater, der solche Vertraulichkeit auch unter Eheleuten nicht so leicht erlaubte. Als die Ceremonie geschlossen, nahm er in höchster Feierlichkeit ein Theeschälchen in die Hand, das mit grünen Blättern bedeckt war. In der Opferschaale lagen zwei Pomeranzenkörner, die er langsam herausnahm und in zwei dazu schon bereitete Töpfe setzte. — „Seid fruchtbar“ — sprach er dazu — „und mehret euch!“ — Jedem von uns ward ein Glas Wasser gegeben, womit wir diese eingedickten Pomeranzenkörner begossen. „Gott“ — sagte er — „gebe das Gedeihen.“ Ueberhaupt hatte er die Gewohnheit, die Körner von Pomeranzen und Citronen, die er an festlichen Tagen zu Punsch oder Bischof zc. verbraucht hatte, zum Andenken zu pflanzen. So hatte seine ganze kurische Orangerie festliche Geburtstage.

Mein Vater dachte in Absicht der Citronen- und Pomeranzenkörner sehr anders! Dafür war er ein Kernmann, wie der selige Geldern ein Wurzelmann, Herr von Weesen aber ein Blättermann.

Nach dieser Ceremonie nahm mich Junker Gotthard bei Seite und fragte, ob er nicht „an dem Eckhoben ein Beispiel solle statuiren lassen“. — Er dachte dabei an seinen Helfershelfer, den Jupiter tonans. — „Friede, Bruder“ — sagte ich — „Friede! — Der Eckhoben hat schon seine Strafe.“ — Junker Gotthard gab meinem Weibe und mir die Hände. Jedes von uns erhielt Eine. Wir küßten ihn beide. — „Na, desto besser“ — sagte er — „Gott laß' es Euch wohl ergehen.“ — Er gab uns sein Ehrenwort, uns alle Jahr einmal zu besuchen. „Sind denn Jagden in Stolben?“ — „Versteht sich!“ — „Dann komme ich; lebt wohl!“ — Auch du, guter Gotthard! Ich liebe dich herzlich. Wie freute ich mich, in Jahr und Tag zu hören, daß auch er endlich die Seine gefunden und glücklich verlobt war.

Junker Peter war während all dieser Feierlichkeiten still und verlegen. Beim Abschiede wollte er weit ausholen und nach der Weise des Vaters mich herzlich um Entschuldigung bitten. — „Sie sind der Bruder meines Weibes“ — unterbrach ich ihn — „wollen Sie auch mein Bruder sein, Peter?“ — „Können Sie vergeben, können Sie vergessen? Vergessen ist mehr als vergeben!“ — sagte er etwas ängstlich. Ich beruhigte ihn mit einem freundlichen Kopfnicken und Händedruck.

Mir fiel es auf, daß bei dem ganzen Abschied — auch als die Tochter von der Mutter sich trennte — keine Thräne geweint wurde. Die gute, ehrwürdige Frau gab uns als Segensspruch jenes Wort mit, das meine selige Mutter

sich als Leichentext gewählt: „Selig sind die reines  
Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“

\* \* \*

Ehemann also! — Der Mann eines Weibes, das mich herzlich liebt, und das ich innig wieder liebe. Schon auf der Heimreise fingen wir an, von „Mine“ zu sprechen. Der Name wurde nicht mehr vermieden! Ja — es rührte mich ganz besonders, daß Korchen, die seit langer Zeit gewohnt war, Albertine oder Cinchen gerufen zu werden — mich in kindlicher Freundlichkeit bat, sie doch lieber Minchen zu nennen. Da war es um mich geschehn. Ich fiel ihr um den Hals und dankte ihr für dieß unbedingte Vertrauen. Gleichwohl blieb ich beim Namen Korchen. Aber die Zunge war uns jetzt völlig gelöst. Einmal hatte mein Korchen meine Mine gesehen. Ja, sie hatte sie selbst gemalt und behauptete, sie „auswendig zu wissen“. — „Du sollst ihr Bild sehen, Alexander! Ueber der Küstammer von ihren Sachen, die du ihr zum Andenken aufbewahrst, soll es hängen.“ —

Nach zweitägiger Reise fuhren wir in Stolben ein, wo ein festlicher Empfang unser harrte. Ich zeigte meinem Weibe das ganze Haus, ihr Kämmerlein mit Minens Bild, den ganzen Garten mit dem schönen Wasser. Dort am Wasser setzten wir uns nieder — die Abendsonne ging eben unter — es war eine Pracht! Die Gluth wich den graueren Tönen und mit dem Blinken der ersten Sterne gingen wir zur Ruhe, voll Lob und Dank gegen Gott, der uns solch ein reines, reiches Glück zu schmecken gegeben. Wie reich, wie rein es gewesen, obwohl nicht ungetrübt — durch schwere Heimsuchung, werden meine Leser am besten aus Korchen's

Tagebuch erkennen, aus welchem ich hier noch Einiges herseze, um auch mein theures Weib zu Wort kommen zu lassen. —

\* \* \*

„Von der Zeit, an da ich in's Wasser fiel, bis diesen Augenblick habe ich meinen Mann geliebt, ohne daß ich damals recht wußte, was Liebe sei. Meine Liebe äußerte sich durch meinen Hang, von ihm ohne Aufhören zu reden oder mir erzählen zu lassen. Meine liebe Mutter ward nicht müde, mir Mutterantworten zu geben. Ich weiß den Tag noch, da ich nicht mehr über ihn finterfragte. Und von dieser Zeit an verwandelte er sich mir in ein halb verschleiertes Ideal, das mit mir ging und kam, aß und trank — das mich zuweilen froh machte, wenn ich glaubte, ich könnte sein werden, und zuweilen betrübte, wenn es mir einfiel: daß er — vielleicht ein ander Ideal hätte? Dieß andere Ideal verdrängte meinen Alexander, und doch blieb in mir ein unklares Sehnen.“

„Minens Andenken war mir nicht im mindesten im Wege. Als ich von ihrem seligen Tode hörte, blieb jede Spur eines Gedankens — als sei ihr Tod mein Leben — fern von mir. Warum? — Ihr Alexander war ja nicht der Meinige. Der Ihrige war wirklich da. Der Meinige war — wie soll ich sagen — ein Seelen-Alexander. — Es war Alles, ich weiß nicht wie! Ich hätte in jener Zeit einen Andern, der diesem Bilde in meiner Seele nicht ähnlich war, heirathen können, lediglich jedoch aus blindem, kindlichem Gehorsam gegen meine Eltern. So glaubte ich wenigstens. Ein dergleichen Isaaksopfertag erschien. In der schwersten, elendesten Zeit meines Lebens, da ich der

Verzweiflung nahe war, brachte mir ein Engel den zu, den ich liebe und lieben werde bis in den Tod!" — — —

„Wenn ich jetzt an meine Hirnspinnperiode zurückdenke, kommt es mir so vor, als könne ein Mädchen, das über fünfzehn ist, nur zweierlei: entweder ein solch Ideal im Innern haben oder — sich, wie es gerade kommt, lieben lassen und sich verlieben, — kurz in Liebelei zu Grunde gehen, wie jenes arme Lorchchen, derentwegen ich diesen meinen Namen in Albertine umwandeln mußte. Es that mir recht leid um den Namen Lorchchen, den ich verlor und den ich durch meinen Alexander wiedererhalten!" — — —

„Es ist eine ganz andere Liebe vor und eine ganz andere nach der Hochzeit. Bei dieser ist mehr Sein, bei jener mehr Schein — wie jener Drosselpastor sich erklären würde, von dem mir mein Alexander erzählte und den er bei seinem Heimgang leider nicht mehr gesprochen hat.“ —

„Ich bin ein so glückliches Weib, als man es in einer Welt sein kann, die — wie Alexander's Mutter zu sagen pflegte — ein Sonnabend ist, auf welchen der Sonntag folgt. Diese selige Mutter — das „Schwieger“ kann ich nicht schreiben, es ist nicht kalt nicht warm — nicht sie allein war ein Sonnabend. Alles in der Welt ist es, Alles! Unsere Liebe selbst, das Größte was ich auf Erden kenne, ist ein Sonnabend!“ —

„Soll ich mehr von unserem Eheleben schreiben? — Was ich mir nur merken lasse, that mein Alexander. Mitunter fällt es mir fast schwer auf die Seele, daß er mir zu sehr meinen Willen läßt. Aber trotz dieser scheinbaren Herrschaftsabtretung sollte ich denken — ich hab's auch ein paar Mal erfahren — daß er nicht thun würde, was ich — eigenwillig will. Wie darf auch ein Weib so wollen?“ — —

„Unsere Trauungseinssegnung wäre freilich anders ausgefallen, wenn sie Alexander's Vater noch hätte übernehmen können, von welchem mir mein lieber Mann noch täglich große Gedanken bringt. — Mir schweben immer jene großen, an's Gewissen greifenden Frageworte aus dem alten Trauungsformular vor der Seele! Alle solche Fragen haben etwas Feierliches für mich: „„Willst du mit diesem Manne ziehen, — Glück und Unglück, Leid und Freud — wie es Gott euch bescheiden wird — mit ihm theilen und dich nicht von ihm trennen noch scheiden, es sei denn daß ein — Gott gebe es — seliger Tod Euch scheidet?““ — — Mein Vater hatte mir das „Ja“ in seiner Weise vorpräladirt. Allein mein Herz hielt so wenig Melodie, daß ich laut Ja sagte. Und so laut, so herzlich sage ich es noch jetzt — bis der Tod uns scheidet! Ja, ja — Amen! Hörst Du, Alexander — Ja!“ — —

„Mein Alexander ist sehr geradezu. Meine Mutter, die uns oft besucht, liebt ihn wie ihren Sohn. Mein armer Bruder Peter, der öfters bei uns war, fängt so sehr an, nach meinem Mann sich zu bilden, als es einem äußerst verdorbenen Menschen nur immer möglich ist. Den hat der elende Koberstein auf seinem Gewissen. Peter ist schwach, aber nicht böseartig. Koberstein soll, wie ich höre, mehr und mehr in den Sumpf seines Geldgeizes versinken. Jeder Redliche im Lande soll ihn fliehen. Wer hat aber nicht seinen Anhang in Kurland? Er hat sogar ein Weib gefunden. Die Arme! Wie oft decken Ehen — der Sünden Menge!“ — —

„Selbst mein Vater ist mit dem Geradezu meines Alexander so zufrieden, als ich es nie früher für möglich erachtet habe. Er behauptete jüngst, als er uns besuchte: „„ein gewisses Geradezu wäre die allerfeinste Höflichkeit!““

Freilich, setzte er hinzu, auf's „Einkleiden“ käme es an. — Und eben das „Einkleiden“ scheint meines Alexander's Sache nicht zu sein. Sein Geradezu ist ein edles Geradezu.“ —

„Mein Vater fängt mehr an über die Höflichkeit und Festlichkeit zu speculiren, als sie praktisch auszuüben. Ganz wird er diesen Schmuck nicht ablegen. Er will z. B. nicht leiden, daß ich meinem Alexander unter's Kinn greife. Warum nicht, lieber Vater? Alexander hat so ein gutes Kinn, so fest, so ausgeprägt charaktervoll! — Die Liebe ist kühn und schüchtern, — im Großen wie im Kleinen. Für ein Eheweib liegt doch in der zarten Zärtlichkeit nichts Entehrendes. Wahrlich, eine gewisse unzeitige Scham hat unser Geschlecht unter dem Vorwande, es zu heben, so heruntergebracht, daß die wenigsten, wenn sie in die Ehe treten — wissen, was sie thun.“ — —

„Mein Mann beschuldigt mich zuweilen, daß ich zu spitzig bin. Noch aber habe ich Keinem mit meiner Nadel Schaden gethan; — so hoffe ich. Das sagte ich meinem Alexander. Er lachte mich aus! — Sollte ich wirklich, wie meine gute Mutter mir schon vorwarf, gegen irgend wen zu „nadelspitz“ gewesen sein? — Etwas gegen den Vetter Gotthard? — Der liebe Mensch, dem ich herzlich gut ward, seitdem ich nicht mehr seine „Braut“ hieß — besucht uns alle Jahre, so wie er uns sein Wort gegeben. Seine Jagdliebhaberei nimmt täglich zu. Wie ist es da möglich, nicht nadelspitz zu sein? — Aber wahrlich, sein Herz ist untadelhaft. Und man mag über ihn sagen, was man will, er ist doch noch immer das beste Wild in allen seinen schönen Wäldern! — Seine Mutter kann es sich noch immer nicht vorstellen, daß ich den Sohn eines benachbarten Pastors geheirathet, und freut sich noch immer, daß die Sonne nicht in Kurland diesen unerhörten Fall bescheine.“ —

„Ich bin ganz zufrieden, daß wir in Livland und nicht in Kurland wohnen. Mitau liegt zwar nur sieben Meilen von Riga. Allein die sieben Meilen sind in Absicht der Sitten und Gebräuche nicht sieben, sondern siebenzig mal sieben. So ist auch zwischen beiden Ländern eine große Kluft, so daß häufig — die da hinüber wollten — nicht könnten. — Wer z. B. liest in Kurland? — Ein „Lesebuch“ — wird wohl zum Zeitvertreib gefordert. Aber wahrlich — in Kurland sind wenig, die diesen schmalen Weg, den Weg der tieferen Bildung und wohlgeordneten Sitte finden. Mein Onkel — der gute alte Geldern — ist leider todt. Wie viele solche finden sich denn dort in meiner alten Heimath? Livland hat auch seine Busensünden und Parderflecke. Wer läßt die überhaupt! — Aber sie sind nicht so handgreiflich, wie in Kurland.“ —

„Unser häusliches Leben ist still und friedlich — wir haben wenig, aber sehr angenehmen Verkehr mit den Nachbarn. Zu bestimmten Leseabenden kommen wir zusammen. Da muß immer Alexander vorlesen und — er thut's gern. Sein ganzer Schreibtisch ist voll von Büchern. Ich darf da nicht heran. — Ja, mir ist äußerst schwül zu Muthe, wenn ich sein Zimmer kehren oder aufputzen lassen muß. Freilich sagt mein guter Mann kein Wort darüber. Allein, wenn seine Blicke diese meine Thaten bestreicht, ist mir's so, als sage er etwas und als halte er sie für Unthaten. Es ist in der That auch wenig Staub in seinen Büchern. Weiß der Himmel, wie es kommt! Ich glaube er braucht sie zu viel und kümmert sich zu wenig um die Landwirthschaft. Wie er selbst sagt, scheinen sich manche Bücher recht nach Staub zu sehnen!“

„Ehegestern — da ich eben aufgeräumt hatte — sah er sehr steif an einen Ort und war so tief in Gedanken, daß

es mich bang machte. Mir war's, als sähe ich ihn, wie er einst alt und wohlbetagt sein wird. — Auch gut! Sobald unsere Mienen, wenn man so sagen soll, ohne die steife Weise, ohne das alltägliche Ceremoniell zu berücksichtigen, in sich zusammenfallen, sieht man alle die Ansätze zu Runzeln, die man einst haben wird, wenn keine Ermunterung mehr, keine Aufraffung diese Linien, diese Falten mehr zu verlöschen im Stande ist.“ —

„Mein Mann ißt stark, lauter natürliche Speisen, trinkt wenig Wein, allein immer „aus der Quelle“; — unverfälscht muß er sein. Ich lege vor — er gießt ein. Alles was bei Tische nur gebraut und angerichtet werden kann, wird öffentlich gebraut und angerichtet. Er macht Punsch, ich stets den Salat, wie in meinen Kinderjahren. Man gewinnt viel, sagt mein Mann, wenn man was werden sieht. Ich glaube es selbst. Was gäbe ich drum, wenn ich Gras und Bäume wachsen sehen könnte! Wer kann die Natur beschleichen?“ —

„In all unserm Glück sandte uns Gott eine schwere, schwere Heimsuchung. Ein Glück kann ohne Kreuz nicht sein. — Nach einem der vergnügtesten Jahre empfand ich alle Bitterkeiten des Ehestandes und den Fluch, der auf unsere Allmutter Eva gelegt ward. — Verzeiht den Seufzer, den ich tief hole, und die Thränen — die noch jetzt mich überfallen und mich im Schreiben stören, wenn ich daran gedenke.“

„Mein Mann konnte die Scene nicht aushalten. Er ging davon, da er sie nur anfangen sah. Vierundzwanzig Stunden dauerte der gräßliche, ruckweise sich wiederholende Schmerz. Alexander kam wieder — er konnte es nicht aushalten. In meiner letzten Sterbensnoth ging er nicht davon. Er betete laut an meinem Bette.“ —

„Es kam bei der Geburt meines einzigen Sohnes, den Gott mir geschenkt, auf die Frage an, ob Kind oder Mutter geopfert werden sollte. So dachte der Arzt. Mein Mann sollte entscheiden! — Mein Gott — was für Vorfällen kann der Mensch ausgesetzt werden! Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel!“ —

„Nach einem sehr harten Kampfe blieben zwar Mutter und Kind — ich und mein Leopold leben. Allein — weh mir! Ich kann nie, nie mehr Mutter werden! Man sagte, die Wehmutter habe es bei meiner Niederkunft versehen. Ich verzeihe es ihr herzlich — herzlich. Gott hat es gewollt. Er tröste sie und uns Alle in den Leiden dieser Zeit, die nicht werth sind der Herrlichkeit, die an uns soll offenbar werden.“ —

„Ich bin mit dieser Welt zu Ende — Gott hat mich in's Kloster geschickt! Als Kloster — in ein sehr glückliches. Mein Mann liebt mich wie seine treue, einzige Freundin. Was will ich mehr? Ich finde, daß es im Hinblick auf jene Welt wohl der Mühe lohnt, hier — nicht ganz glücklich zu sein. Wie du, Herr, willst, so schick's mit mir. Wahrlich, wir sind zur Hoffnung geboren. Mit dem vollen Genuß will es nicht recht fort. — Ich weiß nicht, ich kann keinen Menschen ausstehen — mein Alexander kann es auch nicht — der es sich geflissentlich angelegen sein läßt, so recht zu genießen, dem man es anmerkt, daß es ihm so recht schmeckt!“ —

„Noch einen Beweis der zärtlichen Liebe meines Alexander. Mein Poldchen hat viel Züge von mir. Mein Mann küßt mich so gern in dem Jungen. — „O, das sind Küsse“ — sagte er selbst einmal — „wenn man sein Weib in seinem Sohne küssen kann!“ — Ich fühle jeden, den er meinem und seinem Sohne giebt.“ — —

\* \* \*

Zum Schluß will ich noch mein liebes Weib ablösen. Was waren das für ernst-felige Jahre, die wir noch gemeinsam verlebten! Mein Lorch, das spitzige Mädchen, war nach diesem schweren Schlage wie dichterisch verklärt. Oft zog sie mich an das Kaminfeuer — „damit ich“ — sagte sie dann halb scherzend — „damit ich den Unterschied desto mehr empfinde, in einem warmen Arm zu sein und mich am Kaminfeuer zu wärmen!“ — Welch ein Abstand zwischen Feuer und Feuer! — Deine Hand, du theures Weib, — deine beiden Hände — in Allem schlägt ein Schlag der Liebe! Und wenn du deine Hand in die meine legst, ist's so, als würden unsere Nerven in einander gestrickt, unsere Adern zusammen gebunden. Wir sind Eins — Ein Herz und Eine Seele — Eins für Himmel und Erde! „Hei! wie das Feuer im Kamin in Jubel ausbricht! Das ist kein gemeines Gepraffel!“ — —

Aber auch das Lünterungsfeuer kam — das letzte, das schwerste.

Unser Pold wuchs fröhlich auf und ward ein heiterer, kindlicher Junge. Nicht kindisch, sondern kindlich — ein paar Worte, bei denen Lorch einen himmelweiten Unterschied fand. Er war in der That ein lieber, lieber Junge, weiß und roth, Lilien und Rosen im Gesicht! Sehr oft fand ich ihn — in Gedanken. — „Was hast du, kleiner Mensch, zu denken?“ — Statt einer Antwort lächelte er. — Der Junge hatte etwas von Aehnlichkeit, aber nicht viel von seinen unmittelbaren Eltern. Diese Aehnlichkeitszüge sind oft sehr versteckt. Mein Vater fand sie öfters in den Fingernägeln und beim herzlichen Lachen. Besonders in unwillkürlichen Gesten treten sie meist zu Tage. Ich weiß nicht, war es Täuschung — um die Augen herum erinnerte mich Etwas an Minen.

Kinder zeigen oft so wenig von den höheren, göttlichen Menscheneigenschaften, daß es schier einem jeden klugen Manne bange wird, wenn er — sein Kind sieht! Als kluger Mann gilt mir ein solcher, der die wenigste Affenliebe hat. Wer hat sie aber nicht? Gemeinhin verzweifeln daher auch ernste Väter an dem Gelingen ihrer Erziehung. Man sollte nur nicht zu viel — machen wollen!

Poldchen's Erziehung machte uns nicht viel Noth. Wo ich nur wußte und konnte, überließ ich ihn der Natur. Wir kleideten ihn möglichst einfach, so weit es anging in hausgewirkte Stoffe. Warum in englisches oder holländisches Zeug, wenn man in Livland wohnt? —

Pold spielte sehr gern mit den Kindern des Hofes. Das Soldatenspiel ward auch unter ihnen gang und gäbe. „Heraus!“ — schrie der Junge mit seiner Phalanx, da mein Schwiegervater einmal kam. Und alle Jungens traten in's Gewehr. Wie hoch dieß der alte Großvater aufnahm, kann ich nicht aussprechen.

Seine Mutter lehrte ihn früh auch mit Blumen umgehen und sie ziehen. Das versäumt man zu oft in der Erziehung. Meine Leser wissen, daß Mine nicht einmal eine Pflanze konnte leiden sehen. Lorchon ging es ähnlich. Sie lehrte den Sohn, wo es anging, der Natur einen Liebesdienst erweisen und ihr hilfreiche Hand leisten, wenn die Bohne eine schwere Geburt hatte. — Nur war es merkwürdig: Pold selbst pflanzte nichts, durchaus nicht. „Warum das, mein Junge?“ — fragte ich ihn. „Es könnte ja ausgehen!“ — antwortete er. Guter Junge — du bist nicht ausgegangen, obwohl Gott dich uns früh genommen!

Pold liebte keine süßen Früchte; saure waren für ihn. Einen Birnbaum in unserm Garten liebte er besonders — namentlich wenn er in reicher Blüthe stand. Einst fand ich

ihn unter diesem Baum auf einem Stuhl stehen. Der kleine Knirps hob sich auf die Zehen, um einen geknickten Ast des Baumes zu erreichen, den er mit seinem Strumpfband zubinden sich bemühte.

Besonders war auch bei dem Jungen, daß die Mutter ihn nicht beim Abendgebet zum Händefalten bringen konnte. Er hatte einmal einen Gefangenen an den Händen geschlossen gesehen. „Sind wir denn dem lieben Gott seine Gefangenen“ — sagte er — „daß ich die Hände schließen soll?“ — „Wir sollen beten und arbeiten, mein Kind“ — sagte ihm die Mutter — „darum zeigen wir dem lieben Gott die Hände.“ — Das gute Weib hatte diese Erklärung nicht selbst erfunden. Obwohl das Kind sie kaum ganz verstand, so war sie doch für Polden beruhigend. Er faltete seitdem die Hände. Seine Gebetlein waren meist sehr ausführlich, besonders Abends nach dem Essen, aber immer sehr ehrlich. Einmal betete er: „Ich danke dir, lieber Gott, für die schöne Kräutersuppe und den Braten und den Kuchen — nein, Kuchen nicht“ — unterbrach er sich plötzlich — „gestern hatten wir Kuchen und gestern habe ich auch dafür gedankt.“ — Das war ein kindlicher Beleg für des alten Geldern Gebetslehre! —

Für seine Sachen, die er sehr ordentlich halten mußte, bekam er schon früh eine „Lade“. Von meiner Mutter habe ich das gelernt; sie hielt viel darauf, daß Jedes im Hause eine Lade hatte, um es zur Ordnung zu gewöhnen. Mein Vater lachte darüber. Meine Mutter aber dachte dabei an die Bundeslade.

In seine Lade brachte Pold seine sieben Sachen, die er so allmählich bekam, je nach den fortschreitenden Jugendwünschen. Mein Vater pflegte sehr richtig zu sagen: es wären fünf Wunschperioden beim Menschen: erstlich Bein-

kleider und Stiefel! zweitens: Taschenuhr! drittens: eine Braut! viertens: Vermögen! fünftens: ein Landgut!

Unser Leopold brachte es nur zu der ersten Wunschperiode. — Es war in seinem neunten Jahre, da ihn eine schwere Krankheit überfiel — wie ein Mehlthau die zarte Blume, ein Reif in der Lenznacht! — Der arme Junge lag in schwerer, beängstigender Fieberhitze. Mein Weib wich nicht von seinem Lager. Sie war auf das Aeußerste gefaßt. Sie erzählte ihm viel aus meiner und Minens Kindheit und sagte — wenn Gott ihn in den Himmel nehmen wolle, solle er die liebe Mine dort sehen und schön grüßen.

Mir fiel die Stelle in Minchen's Testament ein: — „wenn dir ein Sohn stirbt — schreckliche Ahnung — sei er mein in der andern Welt!“

In derselben Nacht war der Junge hin — sanft und selig entschlafen — ehegestern den sechsundzwanzigsten März, des Abends um sieben Uhr!

Mit ihm ist mein ganzer Stamm hin. Seine Geburt machte ihn zum Einzigen, zum Einzigmöglichen! Mein armes, armes Weib! Und ich armer — kinderloser Mann — bei einem so lieben, edlen Weibe! Kinderlos! — ahnt ihr, was das heißt, nach solchem Glück? Herr Gott, dein Wille geschehe. Ich kann nicht mehr. —

Bei Sonnenaufgang — den dritten Morgen nach seinem Tode — wurde Pold begraben. Gott, o Gott — was ist das Leben? Der Würgengel geht an keiner Thür vorbei. Ja, meist hält er sich an die Erstgeburt, an das Mark des Lebens! Da der Mensch immer leidet, leiden soll und muß, so hat auch Gott der Herr dafür gesorgt, daß er auf trostergiebigen Boden wandelt. Lange konnte mein Weib nicht aus den Thränen heraus. Es gehört Kraft und Macht dazu, auch in solchen Zeiten der Liebe Gottes gewiß

zu werden — zu lieben und sich lieben zu lassen. — Meine selige Mutter hatte wahrlich Flügel der Morgenröthe. Sie sprach, wie mein Vater, gewaltiglich über die Liebe. Aber das Lied: — was willst du armes Leben? — konnte auch ihre Flügel niederdrücken.

Und dennoch, dennoch — das ward Lorchén wie mir klar, fest und gewiß: Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei. Aber die Liebe ist die größte unter ihnen.

(Ende.)

